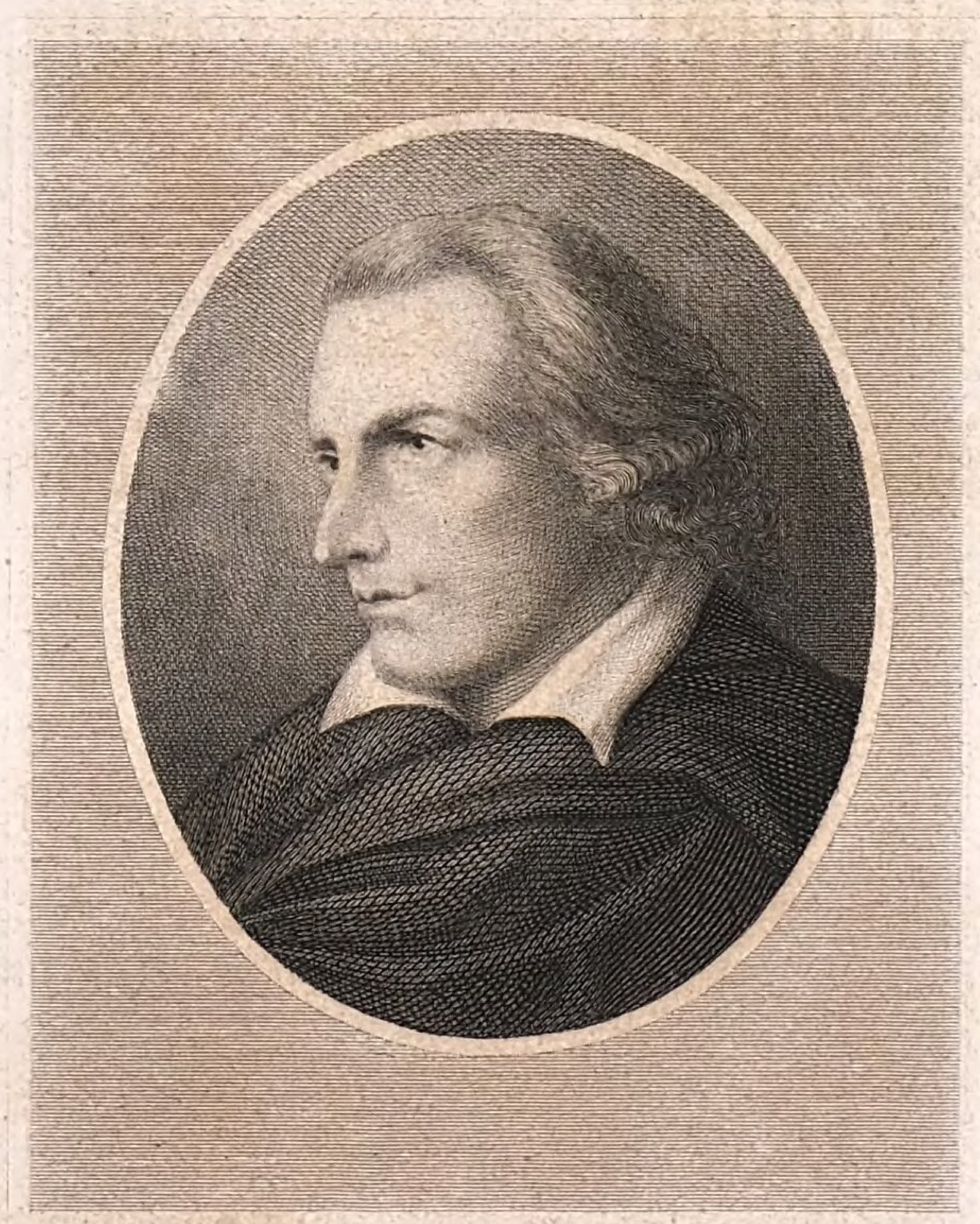


Tischbein pinx. Ludy sc.

Schiller

Schiller-Album

der

Allgemeinen deutschen National-Lotterie

zum Besten

der

Schiller- und Tiedge-Stiftungen.

Dresden.

Druck und Verlag der National-Lotterie-Buchdruckereien
von
E. Blochmann & Sohn und Julius Ernst.

1861.

Inhaltsverzeichniß.

Prolog.

Schaut tief ins Aug' dem hohen Jüngling-Mann,
Mit dessen Bildniß wir dies Buch geschmückt, —
Schaut ernst und tief! Es ist derselbe Blick,
Zu dem wir aufgeschaut, gemeinsam, Alle,
Vereint in einem freudigen Gefühl,
Beim großen, unvergleichlich großen Fest.
Da war die Freude, wie er sie gesungen, —
Sieghafte Liebe, andachtvoll begeistert:
Wohl sieghaft, weil in sich gewiß und sicher
Der ew'gen Wahrheit, die ihr Lebensodem;
Wohl andachtvoll begeistert, weil erfüllt
Vom Geist, vom wandellos allgegenwärt'gen! —
Und schaut zurück; — den Liebling seines Volkes,
Begleitet ihn auf seinem Lebensgange!
Er winkt euch mit der Knabenhand zu sich
Und wächst vor euch in herrlichem Erscheinen;
Manch' Zeugniß seines Innern, manches Blatt,
Das noch verhüllt gelegen und verborgen,

Entfaltet er vor euch, — o lest und lauscht!
Kein's nennt ihr klein und keins gering; — was wär'
Von seiner Hand gering, was wäre klein?
Jedweder Federzug ist ihm ein Denkmal
Und sei für uns ein heilig: „Seid gedenk!"

So nehmt des Edel=Großen Bild und Wort
In diesen Blättern, die wir euch gesammelt!
Wir kommen stolz, bescheiden, ihm zu dienen
Und ein bewegtes Herz ihm darzubringen,
Ihm, dem, was schön und wahr und hoch und göttlich,
So herrlich stets die hohe Brust bewegt.
Und seht, — vom Throne neigt es sich, zu dem
Vertrauungsvolle Bitte sich gewendet,
Und wiederklingt bedeutsam frommer Spruch,
So männlich ernst und schlicht, als kindlich rein:
Der „Wahrheitsfreund", der Königliche, spricht
Aus seines Dante Mund tief eigne Weisheit.
Auch König Ludwig — hätte wohl das treue
Feurige Herz, wo's einen Hohenpriester
Der Schönheit galt zu feiern, je gefehlt?
Wehmuth beschleicht ihn, früher Zeit gedenkend,
Daß die Erfüllung eines schönen Wunsches
Für seinen Schiller ihm versagt geblieben! —
Seht, hier und dort willkomm'ne werthe Namen!
Da ist kein Schwert, zweischneidig hingelegt,

Die alte tiefe Wunde stets erneuend,
Den Riß behütend zwischen Nord und Süd, —
Nein, Saitenspiel ertönt in Saitenspiel,
Gestimmt, beseelt, durchglüht von einem Geist,
Und rauscht: „Das ganze Deutschland soll es sein!"
Dank deinem Wort, du vielgetreuer Eckardt, —
Du hast ermüdet dich ins Grab gelegt,
Doch früher nicht, als bis zuvor auch du
Dich eingeschrieben hier mit einem Liede.
Wohl, Alter, sei das uns ein gutes Zeichen!
Die Alten, rüst'gen Schrittes, kommen alle, —
Der blinde Seher auch aus Weinsberg naht
Sich dem erinnerungsreichen Kreis der Dichter,
In denen noch der Wein der Jugend schäumte,
Da dem Gewalt'gen aus der bleichen Hand
Der rasch geleerte Lebensbecher rollte —
Willkommen, Zedlitz! Nach der Donau Strand
Und deinem Wien fliegt unser Gruß dir zu!
Und nochmals Gruß! Denn zwischen Rosen tritt
Der heitre Siedler von Neuseß hervor;
Er streicht sich lächelnd durch die grauen Locken,
Und schalkhaft als Anakreon verkleidet,
Citirt er Schiller mit hellen'scher Lippe,
Im treuen Herzen deutsch — — doch du, wo bist du?
Du, unser Uhland dort im Schwabenland,
Wo der geliebte Heros einst erstand?

Gelobtest du Verstummen? — Wenn auch nur
Dir selber — unverbrüchlich ist dein Wort, —
Auch dein beredsam Schweigen ehren wir,
Und sieh, uns ist, als legtest du die Hand
Auf jene Glock' in deinem Heimathland,
Die sie aus weiter Ferne hingesandt,
Als sprächest du: „Vergeßt nicht, sie zu weihn!
Ihr wißt, Concordia soll ihr Name sein, —
Wann läutet ihr den heil'gen Festtag ein?" —

Schaut tief ins Aug' dem hohen Jüngling-Mann,
Mit dessen Bildniß wir geschmückt dies Buch, —
Schaut tief und ernst! Bald rückt die Zeit heran,
Wo wir empfangen der Geschichte Spruch;
Wo unsre Enkel von den Vätern lesen,
Ob wir mit reinem, vollem Muthe rangen,
Vom alten Widerstreite zu genesen;
Welch' eine Feier dies Geschlecht begangen,
Und welchen Geist's die Feiernden gewesen!

Julius Hammer.

Ungedruckte Briefe Schiller's.

Einleitung.

Zwanzig Schriftstücke unsres Schiller werden in den folgenden Blättern seinen Freunden zum ersten Male vorgelegt. Es sind Geschenke großmüthiger Geber, aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes zur Zierde des Albums dem Herausgeber freundlichst verliehen. Wenn auch scheinbar planlos zusammengewürfelt, entbehren diese Schreiben nicht des innersten Zusammenhanges; sie leiten den Leser aus den Pforten der Karls-Akademie über Mannheim, Leipzig und

Dresden in die Arbeitsjahre der Jenensischen Professur, bis nach Weimar, ja bis nach Berlin und bilden sämmtlich ebenso viele Dokumente zu den wichtigsten Lebensabschnitten unsres großen vaterländischen Dichters. Die Reihe der Schriftstücke eröffnet der bisher verloren geglaubte Brief an Scharffenstein (Nr. 1), für uns um so bedeutungsvoller, als er der früheste ist, der von Schiller's Hand uns aufbewahrt geblieben. Während die beiden Quittungen (Nr. 2 und 3) an die Noth uns erinnern, die den Dichter lange Jahre verfolgte, erscheint er schon in dem folgenden Schreiben (Nr. 4) als Patron eines heimathlichen Poeten bei seinem Freunde, dem Professor Anton Klein in Mannheim, und sendet mit dem Briefe an Boie (Nr. 5) die Ankündigung der rheinischen Thalia und seine denkwürdige Appellation an das ganze deutsche Publikum in die weite Welt, in die er zu Leipzig und Dresden einzutreten berufen war. Mit welchen Grundsätzen er den neuen Schauplatz betrat, lehrt das kurze Stammbuchblatt an Spangenberg (Nr. 6); seinen männlichen Abschluß mit den engen, dumpfen Verhältnissen des Schwabenlandes, mit der ganzen Vergangenheit, seine Hoffnungen für die Zukunft offenbart uns das Bekenntniß an seine Schwester Christophine (Nr. 7). Aus dem Jenenser Aufenthalt zeigen die Briefe an Murr (Nr. 8, 11 u. 15) den Dichter zum ersten

Male in näherer Beziehung zu dem berühmten Baierischen Geschichts- und Alterthumsforscher. Während der Vorbericht (Nr. 9) den literarischen Abschluß bringt zu den bisher zerstreuten Blättern des Dichters, erinnert des alten Vaters theilnehmendes Schreiben (Nr. 10) an die nahe bevorstehende Mehrung der Schiller'schen Familie. Die folgenden Briefe führen uns in die wichtige Periode der Horen. Der Historiker Archenholz wird zur Unterstützung des Werkes eingeladen (Nr. 12) und erscheint als thätiges Mitglied in der auserlesenen Genossenschaft (Nr. 16); dem Professor Heinrich Meyer wird die Kunstkritik für die Zeitschrift anvertraut und das Siegel der Horen zur Begutachtung empfohlen (Nr. 13). Mitten unter diesen Angelegenheiten der Journalistik zeigt das Schreiben an den Kapellmeister Reichardt den Dichter uns thätig für die würdige Ausstattung seines ersten Musenalmanachs (Nr. 14); dagegen führt ein Brief (Nr. 17) den Leser noch ein Mal in die engen Kreise der schwäbischen Heimath und erneuert das Andenken an des Dichters Mutter, welche die Zukunft der einzig gebliebenen Tochter, wie die augenblicklichen Bedürfnisse der fernen Lieben mit gleicher Fürsorge umfaßt. Nachdem die königliche Nationalbühne zu Berlin für den Wallenstein dem Verfasser ihren Tribut gezollt (Nr. 18), sendet Schiller an Böttiger in Dresden

„ein Opfer seiner Freundschaft“ (Nr. 19), an Gastfreund Hufeland den Dank für die liebevollste Aufnahme (Nr. 20) und scheidet von dem Leser mit der Hoffnung, mit der Aussicht auf Berlin! —

G. A. Kuhlmey.

Uebersicht der Schriftstücke.

14. An J. F. Reichardt, Jena 1795, 3. August.
15. An Murr, Jena 1795, 5. Mai.
16. An Archenholz, Jena 1796, 8. Januar.
17. Brief von Schiller's Mutter, (Leonberg) 1797, 16. Februar.
18. Quittung, Jena 1799, 30. Mai.
19. An K. A. Böttiger, Weimar 1803, 2. Mai.
20. An Hufeland, Weimar 1804, 16. Juli.

Ein Brief Schiller's an seine Schwiegermutter als zweiter Haupt=Gewinn.

Nr. 1.*

Abschrift vom Original.

(Pag. 1.) Ich habe nicht bös an Dir gehandelt, wie Du mein Herz anklagst. Es ist rein, heiter, hat bei Deinem Zettel keinen Antheil gefunden, hab nicht erröthen, nicht weinen, nicht beben dürfen, denn es ist rein, ohne Falsch und Trug, darum kann ich izt kluge, ernsthafte, aufrichtige Worte reden.

Wahr ist's, ich pries Dich in meinen Gedichten zu sehr! Wahr! sehr wahr! Der Sangir, den ich so liebe, war nur in meinem Herzen. Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurd; aber er war nur in meinem Herzen und ich betete ihn an in Dir, seinem ungleichen Abbilde! Dafür wird Gott mich nicht strafen, denn ich fehlte nur aus Liebe, nicht aus Thorheit und falschem Sinn! Gott weiß, ich vergaß alles, alles andere neben Dir! ich schwoll neben Dir, denn ich war stolz auf Deine Freundschaft, nicht um mich im Aug der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug einer höheren Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir zuzurufen schien: das ist der einige, den Du lieben kannst, ich schwoll, wie ich sage, in Deiner Gegenwart, u. doch war ich nie so sehr gedemüthigt, als wenn ich Dich ansah, Dich reden hörte, Dich fühlen sah, was Dir die Sprache versagte, da fühlt ich mich kleiner als sonst überall, da that ich auch Wünsche an Gott, mich Dir gleich zu machen! Scharffenstein, er ist bei uns, er hört dieses und richte, wenns nicht an dem so ist! es ist, so

* Durch anonyme Zusendung erhalten.

wahr meine Seele lebt. Es kostet Dich wenig Müh, Dich zu erinnern, wie ich in diesem Vorschmack der seligen Zeit nichts als Freundschaft athmete, wie alles alles selbst meine Gedichte vom Gefühle der Freundschaft belebendigt wurden, Gott im Himmel mög es Dir (Pag. 2.) vergeben, wenn Du so undankbar, unedel seyn kannst, das zu verkennen.

Und was war das Band unserer Freundschaft? war es Eigennuz? (ich rede hier auf meiner Seite, denn ich kanns, weiß Gott, von Dir nicht ganz bestimmen) war es Leichtsinn? war es Thorheit, war's ein irdisches gemeines, oder ein höheres unsterbliches himmlisches Band! Rede! Rede! — o eine Freundschaft wie diese errichtet hätte die Ewigkeit durchwähren können! — Rede! rede aufrichtig! wo hättest Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der stillen Sommernacht vor meinem Fenster, oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten! Gehe alle alle die um Dich sind durch, wo hättest Du einen finden können, als Deinen Schiller, wo ich einen von tausenden, der mir das wäre, was Du mir — hättest seyn können! Glaube, glaube unverhohlen, wir waren die einige, die uns glichen, glaube mir, unsere Freundschaft hätte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten u. mächtigsten Grund, u. weißagte uns beiden nichts anderes, als einen Himmel; Wärest Du oder ich zehnmal gestorben, der Tod sollte uns keine Stunde abgewuchert haben, — — was hätte das für eine Freundschaft seyn können! — und nun! nun! — wie ist das zugegangen? wie ists so weit gekommen? (Pag. 3.) Ja ich bin kaltsinnig worden! — — Gott weiß es — denn ich bin Selim blieben, aber Sangir war dahin! darum bin ich kaltsinnig worden — versteh mich aber wohl in Euren Augen, aber die Unruhe, der Drang meiner Seele, der mich lange lange hin und her warf, ist gestillet und ich habe Ruhe und Empfindsamkeit und eine mächtige Stüze gefunden und bin gegen Dich kaltsinnig geworden! Warum aber, weiß ich wohl wirst Du mich fragen, warum bist Du kälter geworden? höre Scharffenstein Gott ist da, Gott hört mich

und Dich, Gott richte! Meinst Du es war Prahlerey, Phantasey, meinst ich hätte Dich darum erwählt, um Einen zu haben, von dem ich in meinen Gedichten plaudern könne! Hör Elender, wende Dein Angesicht ewig zur Erde, wenn er noch einmal in Dir aufsteigt der schändliche Gedanke! den Du doch in Deinem Zettel äußertest! Gedenkst Du noch an die Stunde unserer Verbindung? Was ist das für ein unsinniges Geschwäz mit Deinem Guten Morgen etc. Solltest mich nicht beim ersten Umgang anders kennen gelernt haben? In der That sag ich Dir, wenn noch etwas in Dir zurückblieben ist von der Freundschaft, die wir uns schwuhren, so wär das ein Beweis davon, daß Du mich auf diese Art von meinen anderen Kameraden unterschiedest, denn ich denke das nemliche von dem leeren Gruß:

Aber zur Hauptsach! warum ich kaltsinnig worden? weil ich Dich liebte, weil ich Dein Freund war und sah — daß Du es nicht von mir warst; — faßt Dich der Gedanke? Du warst nicht mein Freund! Du hättest Achtung vor mir haben müssen, wie ich vor Dir; denn wenn man eines Freund ist, muß man in ihm Eigenschaften verehren, die ihn verehrungswerth (Pag. 4.) machen, aber aber — möge das Dein Herz nicht treffen wie der Donnerschlag — Du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, Du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, Dich darüber lustig gemacht, und da es Deine Freundschaftspflicht gewesen wär, mir in Liebe und Kälte solche zu rügen, mir verhehlt, hast mir sie nur im Zorne vorgeworfen, Pfui! Pfui! der schändlichen Seele! — war das Freundschaft oder war's Trug, Falschheit? — Sieh hier hab' ich Klage auf Klage gehäuft; aber ich wills verantworten, will Dir hernach alles vor Augen bewiesen hinlegen, sieh nur daraus, wie wenig Achtung, Liebe Du für mich hegtest, wie klein Du mein Herz gefunden; konntest Du so mein Freund seyn? konntest Du den lieben, der so viel lächerliches etc. an sich hat? — oder wolltest Du den Namen

Freundschaft borgen? — oder hattest Du wirklich im Sinne, mich zu bessern — oh! pfui! des betrogenen, blinden Seelenkenners: Du hast den Weg verfehlt, Seelen zu bessern! — — So greift mans nicht an!

Du hast nichts auf mich gehalten! — wie oft (aber immer nur, wenn Du in Zorn geriethst, sonst heucheltest Du Achtung und Bewunderung,) wie oft, wie oft hab ichs hören müssen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Wesen eben ein Gedicht sey, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung. (Pag. 5.) Von Gott, Religion, Freundschaft etc. Phantasey kurz alles blos vom Dichter nicht vom Christen, nicht vom Freund herausgequollen, o weh, o weh, was das mein Herz angriff, und ihr habts gesagt, Gott weiß es, Gott zeug es, gesagt habt ihrs, o mit dem trügenden Herzen, mit der Miene — o weh! o weh! und wie schmerzt mich das von euch! — von Dir!

Erinnerst Du Dich noch, wenn mir ein Buch nicht gefallen wollte, ein Gedicht oder so was z. E. Amynt von Kleist, was Du da sagtest: „Es sey freilich kein Schwung darin (das sagtest Du aber nur im Zorn, sonst hättest Du mirs verschwiegen) keine Bilder, aber Gefühl, anderes Gefühl, als in meinen Gedichten, es sey n̄ ausgericht mit meiner Mahlerei, Herz sollt ich haben oder dergl. Warlich so sagtest Du. Und nun schau in Dein innerstes mein Scharffenstein — sieh! ich kann diesen Ausruf nicht mehr unterdrücken. — schau gen Himmel, fest, starr gen Himmel, wo eigentlich nur unserer Freundschaft Auge sehen sollte, schau hinaus und frage: Hab ich recht gethan; hab ich aufrichtig gehandelt, daß ich den zum Freund erkohr oder vorgab, dem das Wesentliche der Freundschaft, volles Herz, mangle, dessen Gefühl nur in der Feder liege oder noch frisch im Gedächtniß behalte beim Lesung Klopstoks, o Gott vergebe Dir dieß, Du hast Dich hier an Deines Selim Herzen versündigt. Freilich hab ich Klopstok viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele gesenkt und ist zu meinem nahen Gefühl, Eigenthum worden, was wahr ist, was mich trösten kann im Tode!

(Pag. 6.) Ferner. Du hast Dich über meine Laster lustig gemacht! Du kanntest meine Eigenliebe. — Lieber himmlischer Vater, ich erkenne dieses Laster als eines der schändlichsten, wurzle mirs aus dem Herzen lieber himmlischer Vater, ich erkenns, bereus! — und Du kanntest meine Eigenliebe — und nun laß vorm Angesicht des Nahen Dir sagen: — Du hast Dich drüber lustig gemacht — Du mein Freund vor den Leuten mich beschämt, Du der mir in der Stille verborgen, verschwiegen hat! wie oft, das will ich nur noch nebenher sagen, hast Du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in Himmel meinen Geist erhoben, wie oft wenn wir zusammensaßen auf meinem Bette ganz erstaunungsvoll meinem thörichten Eigenlob zugehört, nichts gesagt, als wenn dies im Eifer herausplazte, oder dem Boigeol ins Ohr gedißelt und hast mich doch nie getadelt, auch bei dem tadelhaftesten. Wolltest mir Du meine Eigenliebe befriedigen? — — Zurück ich schäme mich, jemals der Freund eines solchen gewesen zu seyn! Denkst Du auch noch an das, wie wir einst unter vielen an Gebels Bette standen, wie Du mich batest, mich mit Dir zu messen (p. parenthes. muß ich auch noch sagen, daß mir auch das mißfiel, Du sahst ja, mußtest sehen, mit wie viel Schmerz und Zwang und Ungern ich Dir willfuhr, denn eben damals war mir von Haus etwas zugestoßen und hast schon oft mir diese Mühe gemacht, ohne Nothwendigkeit) also sagt ich, ich maß mich mit Dir und da gabst Du Dein Erstaunen vor den Ohren einiger mit einem bösen Lächeln also zu erkennen: Er wächst an Körper und Geist! (und indem Du Dich zu mir wandtest,) Ein ganzer Kerl! — — oh sahst Du auch, wie ich damals (Pag. 7.) erröthete, sahst Du nichts mehr? Da Du mich hinstelltest, meine Eigenliebe vor allen auszuhöhnen und ich da stand, Gott mit welcher Empfindung, Gott weiß, es war mir leid um meinen großen Fehler der Eigenliebe, aber dieser Hohn, dieser Augenblick — — von Dir — vor den Augen — o ich konnte nicht weinen, ich mußte mich wegwenden, eher Zernichtung, als noch so einen Augenblick von Dir — mög diese Träne nicht heiß

auf Deine Seele fallen! Auch äußertest Du nie Freude, mich bald in der Rangierung neben Dir zu sehen. — Verzeih mirs Scharff: wenn ich in diesem Augenblick von Gott das Gegentheil erbeten mußte, und es gab Augenblicke, wo es mein einziges Sehnen war an Dich hin zu stehen zu kommen! Hör Scharffenstein, Gott weiß es, Gott hör es, Gott richte, wenn ich falsch geredet, ich würde Dich nicht quälen, wenns nicht aus meinem Herzen heraus müßte! Auch will ich nur noch berühren, wie sehr Du mein Herz geplagt, da Du Dich so an den Grub gemacht hast. Du weißt und solltest, konntest auch wohl wissen, warum ich auf den Menschen nichts halte, er ist bösen Herzens und kleinen Herzens! — Sollte er Dein Freund seyn? — der, den viele meiner Cameraden fliehen, der ist an der Seite dessen, der mein Einziger seyn will? Mein Einziger geht an der Seite meines Verhaßten? Sieh also aus dem allem, daß mein Herz ohne Trug ist, wie Du nicht glaubtest! (Pag. 8.) Ich wählte Dich zu meinem Freunde, weil Du klüger, erfahrener, gesezter bist als ich, weil Du meinem Herzens-Gefühl Dich am meisten, ganz genähert hast, gleichkommen bist, weil ich sonst keinen Freund habe! — Das hab ich Dir auch gesagt in der Stiftungsstunde! hast Dus erfüllt, hast Dus erkannt? Scharff: Der Herr ist da, der Herr siehts, Er sey Richter zwischen mir und Dir!

Und nun will ich des Briefs ein Ende machen. Ich bin nicht verlassen. Sieh ich hab eine Quelle gefunden, die mein Herze vollmacht und seegnet, einen großen großen herrlichen Freund, und darum vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lang mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Trauer zu verbergen! — Ich sag noch mahl Ich vergebe Dir; Sieh eben hab ich in der Bibel das Leben Davids gelesen, Er und Jonathan liebten sich wie mein Selim und Sangir, ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich sie liebe! —

Es hat edle Freunde in der Welt gegeben! — und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit — — — Aber im Himmel werd ich ja edle Herzen finden. Leyd ist mirs, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir lügen strafen mußte:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich
Wie Du mich mein Scharffenstein
Selim liebte seinen Sangir zärtlich
Wie ich Dich mein lieber Scharffenstein!

Schiller.

Gegenwärtige Abschrift der Abschrift hat die Original-Correcturen nicht beibehalten.

Anmerkung zu Nr. 1.

Es ist bekannt, daß unter den Zöglingen der Karls-Akademie vorzüglich drei Jünglinge es waren, welche mit Schiller einen innigen Freundschaftsbund schlossen, von Hoven, Petersen und Georg Friedrich Scharffenstein, der Sohn eines Goldschmieds aus Mömpelgard. Der Letztere kam im Sommer 1771, also etwa anderthalb Jahr vor Schiller, mit dreizehn Jahren auf die Anstalt, um sich dem Militairstande zu widmen. Als geborner Elsasser hatte er zunächst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um die fremde Sprache sich anzueignen, und es vergingen an zwei Jahre, ehe er das Deutsche so erlernte, daß er deutsche Dichter nicht allein verstehen, sondern auch „in Saft und Blut" verwandeln konnte. Diese Studien galten auf der Akademie bekanntlich als Contrebande; die Strenge des Verbots steigerte indessen bei Scharffenstein die Liebe zu der verbotenen Frucht, und in gleichen Genüssen und Leiden bildete sich der Natur der Sache nach bald der Vereinigungspunkt zwischen ihm und Schiller, dessen ungestüme Liebe zur Poesie schon damals in einigen verstohlenen Gedichten sich Luft gemacht hatte. Diese Lieder, von denen keines sich erhalten hat, waren nach Scharffenstein's Urtheil nicht, wie sonst in dem Alter, weich und sentimental, kein Ausdruck einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantasie, sondern verkündigten schon ein starkes, mit der Convention in Fehde begriffenes Gemüth. Wir haben über die ganze Jugendperiode des Dichters, so wie über diese Freundschaft

zwischen ihm und Scharffenstein bekanntlich kurze, aber höchst schätzenswerthe Mittheilungen des Letzteren im Morgenblatt (1837, Nr. 56—58). Aus diesen will ich, das Bekannte, oft Gebrauchte übergehend, nur Einiges hervorheben, das zur Charakteristik der Freundschaft beider Jünglinge, wie zum Verständniß des obigen Briefes nicht wenig mir beizutragen scheint. Die gegenseitige Neigung der jungen Leute führte zu einem intimen Anschluß in Folge eines uns sonst unbekannten Ereignisses, bei dem Scharffenstein gegen den Intendanten der Anstalt ein gewisses, damals Aufsehen erregendes Benehmen an den Tag legte, welches er noch in späteren Jahren nicht als Petulanz ansehen mochte. Schiller, den jede Kraftäußerung begeisterte, besang dies Benehmen in einer Ode, die er für sein Meisterstück hielt. Dieser Ode folgten andere Lieder Schiller's, deren Hauptgegenstand Beider Freundschaft war, alle, wie Scharffenstein urtheilt, zwar wenig poetisch, aber voll natürlicher, ungeduldiger Gluth des Herzens. In dieselbe Zeit fällt jene ästhetische Association zwischen Schiller, Hoven, Petersen und Scharffenstein, von der die Biographen des Dichters das Wenige, das uns bekannt ist, den Memoiren des Letzteren nacherzählen. Die Freundschaft zwischen ihm und Schiller dauerte bis kurze Zeit vor Scharffenstein's Austritt aus der Akademie (1778, 15. December). Damals entzweite ein Vorfall Beide, über den er selbst in den Mittheilungen in folgender Weise sich äußert: „In einer nach der besten Bedeutung des Wortes treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche, aber arglose Maladresse, eine für die seinigen nachtheilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundschaft für mich inspirirt hatte. Das traf sein Gemüth; ich sage sein Gemüth; denn gewiß wurde dieses mehr verletzt, als der poetische Egoism. Schiller wurde nicht kalt; denn kalt konnte er nicht sein; aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke; denn was einst ein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten. Schiller selbst, der übrigens im Grunde nur eine kurze Zeit seines Lebens seinem Herzen, die übrige nachher mehr seinen Lorbeeren gelebt hat, würde mir gewiß immer gesagt haben, wenn dieses Vorfalls zwischen uns wieder erwähnt worden wäre: „Du thatest meinem Herzen sehr wehe." Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Auf-

ruhr war; nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affektvoll geschrieben worden. (Dieser Brief nebst mehreren anderen ist mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen.) Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt u. s. w.; aber sei es gegenseitige mauvaise honte oder sonsten was für eine Trutzerei gewesen; sei es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie, als tief im Herzen steckte, die Verstimmung blieb, ohne je ein Wort mehr mit einander zu sprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie." So weit Scharffenstein. Im December 1778 verließ er als Lieutenant die Anstalt. Obgleich er, von den Verhältnissen der neuen Stellung wenig gefesselt, etwas später voll Sehnsucht nach seiner früheren Umgebung wieder an Schiller schrieb, und auf diesen Brief die zwischen Beiden herrschende Verstimmung ausgeglichen zu sein scheint, so blieben doch der Lieutenant und der Karlsschüler durch die Umstände getrennt, bis Schiller zwei Jahre darauf (1780, 14. December) ebenfalls aus der Akademie trat. Das Weitere ist bekannt. Scharffenstein diente in den Feldzügen mit Auszeichnung, wurde 1807 Generalmajor und geadelt, 1815 Generallieutenant und Gouverneur von Ulm und starb um das Jahr 1830. Jener Brief Schiller's nun, der dem Empfänger auf eine recht heillose Art abhanden gekommen, ist unzweifelhaft der vorliegende. Da das Ereigniß, auf welches er sich bezieht, kurze Zeit vor Scharffenstein's Austritt aus der Akademie (1778, 15. December) sich zutrug, so werden wir nicht irren, wenn wir den Brief in die letzten Monate des Jahres 1778 setzen. Wir gewinnen mit diesem frühesten Schreiben, das uns von des Dichters Hand geblieben, ein höchst interessantes Aktenstück aus einer Zeit, in der die Originalquellen zu Schiller's Leben so außerordentlich selten fließen. — Der Brief ist dem Herausgeber in Abschrift zugesendet worden. Möge der gegenwärtige Besitzer des Autographs, vielleicht der Buchhändler Herr Georg Hoffmann in Stuttgart, falls diese Zeilen ihm zu Gesicht kommen sollten, durch die Wichtigkeit des Gegenstandes zur Nennung seines Namens sich veranlaßt fühlen. Der Herausgeber würde mit allen Freunden Schiller's ihm zum wärmsten Danke verpflichtet sein.

G. A. K.

Nr. 2.*

Den richtigen Empfang meiner järlichen Gage zu dreihundert Gulden rh. vom 1ten Septbris. 1783. biß zum 1sten Septbris. 1784 quittiere

Mannheim d. 19. Decembris
1783.
Fridrich Schiller D.

angewiesen
Dalberg.

Nr. 3.**

Fünfzig Gulden erkenne als einen Theil der Schadloshaltung für die mir gnädigst zuerkannte Benefizkomödie für diesen Monat aus kurfürstl. Theatercasse erhalten zu haben.

Manheim d. 30. Jul.
1784.
Friedrich Schiller.

Als Vorschuß in Rechnung zu bringen.
Dalberg.

Nr. 4.***

Herrn Professor Klein.

P. P.

Hr. Magister Heller von Stuttgardt, der Ihnen schon seit etlichen Tagen bekannt, und wie Sie wissen der Verfasser einiger kleinen Poësieen ist, davon sie eine in das Pfälzische Musäum aufgenommen

* Von Herrn Buchhändler Soldan in Nürnberg.

** Von Herrn Theaterregisseur Kawaczinsky zu Coburg.

*** Aus der Autographen-Sammlung des Herrn Senator Culemann in Hannover.

haben, ersuchte mich, ihn einer Verlegenheit zu überheben, und Sie zu bitten, in Rücksicht auf seine weite Reise, die er ins Oesterreichische vor hat, ihm für seine Arbeit ein kleines Honorarium zu gewähren, wie es Ihre Convenienz bei dergleichen eingerückten Stücken mit sich bringt. Ich zweifle nicht, daß Ihnen seine künftige Arbeiten, wenn Sie mit ihm in Zusammenhang bleiben solten, jeder Zeit brauchbar und willkommen seyn werden, und daß es freilich leider nach dem Geist der jetzigen Umstände auch dergleichen Stimulantien braucht, um einen guten Kopf in Thätigkeit zu erhalten.

(Billet ohne Ort (Mannheim), ohne Datums-Jahr.)

F. Schiller.

Nr. 5.*

Mannheim, d. 26. Novbr. 1784.

Längst schon wünschte ich mir eine Veranlassung, Ihnen, werthester Herr, die Versicherung meiner aufrichtigsten Ergebenheit und Achtung zu geben, welche ich Ihren anerkannten Verdiensten um die vaterländische Litteratur nicht anders als schuldig bin. Ich habe sie jezt und freue mich dieser Gelegenheit, die vielleicht dazu dienen wird, eine Freundschaft zu bestätigen, welche, glaube ich, die Musen zwischen uns beiden bereits vorbereitet haben. Also ohne das lästige Zermoniell, geradezu — Schenken Sie mir Ihre Freundschaft, von ganzem Herzen biet ich Ihnen die Meinige an. Liebe zur schönen Kunst ist eine Gattung Mäurerei, welche schnell und dauerhaft die entferntesten Herzen aneinanderknüpft. Diss, hoffe ich, wird auch unter uns beiden der Fall seyn, und mit Freuden bin ich der erste, der die Hand dazu bietet. Aber ich bin sehr in

* Buchstabengetreue Abschrift eines in dem Besitze des Herrn Pastor und Director Brauns zu Rinteln befindlichen Schiller-Autographs. ß und ss haben ein Zeichen in der Autographie.

Gefahr mit meiner Freundschaft eigennüzig zu scheinen, weil ich mich gezwungen sehe, schon einen Misbrauch von der Ihrigen zu machen.

Beiliegende Avertissements, welche Sie mit mir und meinem gegenwärtigen Unternehmen näher bekannt machen werden, bin ich so frei gewesen Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Sie selbst wissen, und wissen es ohne Zweifel besser als ich, wie unendlich viel bei Entreprisen dieser Art auf die gefällige Mitwirkung Anderer ankommt, und werden mich also schnell verstehen, wenn ich Sie bitte, zu Beförderung dieser Sache thätig zu seyn. Ihr weitläuftiger Zusammenhang mit dem lesenden Publikum, und den besten Köpfen des Vaterlandes, Ihre Bekanntschaft mit Unternehmungen dieser Art, der Werth Ihrer Empfehlung können und müssen die Ausbreitung meines Journals begünstigen, sobald Sie solches Ihrer gütigen Theilnahme wollen genießen lassen, und darum ersuche ich Sie jezo mit derjenigen Freimütigkeit und Wärme, welche ich mir — wenn die Fälle sich umkehrten — auch von Ihnen ausbitten würde.

Vor allen Dingen wünschte ich sehr, daß mein Avertissement (ganz oder nach Ihrem Gutdünken abgekürzt) in das Deutsche Museum eingerükt würde, um seine Circulation zu befördern. Darf ich Sie bitten, dieses im nächsten Heft zu besorgen? — Wollen Sie dann meine Verpflichtung gegen Sich vollkommen machen, so haben Sie die Güte, und senden eine Parthie Avertissements dahin, wo Sie wissen, daß sehr stark gelesen wird, und dergleichen Schriften willkommen sind.

In der angenehmen Hoffnung, daß Sie mich bald, sehr bald in den Fall sezen werden, Ihre Gefälligkeit zu erwiedern, und Ihnen lebendige Proben meiner Achtung zu geben unterschreibe ich mich mit wahrer Ergebenheit

den Ihrigen

Friderich Schiller D.

Zu Nr. 5.

Dieser Brief, datirt Mannheim, 26. November 1784, ist an Heinr. Christian Boie, den Herausgeber des deutschen Museums, gerichtet und bisher ungedruckt. Er hatte den Erfolg, daß Schiller's Anzeige der Rheinischen Thalia in dem deutschen Museum von 1784, Bd. 2, Decemberheft, S. 564—570 vollständig erschien. H. A. K.

Anmerkung des Herrn Pastor Brauns.

Die in vorstehendem Briefe bemerkbaren Abweichungen von der heutigen Orthographie sind nicht Fehler des Copisten, sondern finden ihren Grund in der zu Schiller's Zeiten eigenthümlichen Art und Weise zu schreiben.

Nr. 6.*

Aus dem Stammbuche des Herrn Bergmeister Spangenberg.

Sallustius.

Omnes homines, qui sese student praestare ceteris hominibus, omni opera niti decet, vitam silentio ne transeant. — —

Leipzig, d. 23. April 1785.

Fridrich Schiller.

Nr. 7.**

Schiller an seine Schwester Christophine Reinwald.

Dresden, d. 28. Sept. 85.

Da Du mir Deinen gefaßten Entschluß wegen Rheinwald nur bloß historisch hast melden laßen, nachdem eure Verlobung vorbei ist, so solte ich freilich vermuthen, daß Dir an meiner

* Aus der Autographensammlung des Herrn Senator Culemann in Hannover.

** Aus der Autographensammlung des Herrn F. W. Jähns, Königl. Preuß. Musik-Directors in Berlin.

Bestätigung nicht sonderlich viel gelegen seyn werde. Doch keine Vorwürfe, meine gute Schwester — vielleicht habe ich durch meine vorhergegangenen Zweifel, durch den Anschein von Mißbilligung, Dein Vertrauen zurückgescheucht, und Dein Verdacht in die Unbefangenheit meines Raths hat Deiner Freimütigkeit gegen mich geschadet.

Die Gegengründe, die ich Dir aufstellte, überwogen zwar die Gründe, die ich bei Dir voraussezte, aber Du behieltest vielleicht den hauptsächlichsten zurück, wobei Du mich nicht zum Vertrauten machen wolltest, und konntest also niemals hoffen, meine Zweifel zu widerlegen. Ich fürchte sogar, daß Du aus meiner Uebereinstimmung mit der Frau v. Kalb auf ein Komplott gegen diese Heurath geschloßen hast, und wir beide hatten zugleich das Schicksal, Dein Vertrauen zu verlieren. Wie dem auch sei — die ganze Sache ist nun entschieden, und ich habe Dich biß jezt noch so wenig auf Uebereilungen überrascht, daß ich in die überlegte Klugheit Deines Entschlußes nicht das mindeste Mistrauen seze. Die Beharrlichkeit meines Freundes, die sich bei diesem Fall vorzüglich auszeichnet, und die Verbesserung seiner Glücksumstände verändern ohnehin die ganze Gestalt der Sache, und also natürlicherweise auch meine Meinung. Du kennst ihn, und bist also auf alles vorbereitet, was unvermeidlich sein wird, und wirst Dich in das zu finden wissen, was Dich nicht mehr überraschen kann. Er wird das Opfer schäzen, das Du ihm gebracht hast, und Dich mit jedem Fall zu verschonen trachten, wo es Dich reuen könnte. Alles hoffe ich von Deinem Verstand und seiner Rechtschaffenheit, und mit der nämlichen Wahrheit, und Offenherzigkeit, womit ich alle meine Einwendungen gegen Deinen künftigen Mann zu verantworten mich erbiete, gebe ich jezt meinen brüderlichen Seegen zu eurer Vereinigung. Mache ihn so glücklich, meine Liebe, als Du verdienst, es durch ihn zu werden.

Meine und der Frau von Kalb Briefe über diese Angelegenheit, bitte ich Dich, ihm ausdrüklich zu zeigen. Sie werden ihn an die

Pflichten erinnern, die er gegen Dich hat, und er wird sich Mühe geben, unsere Besorgnisse zu widerlegen. Ich habe niemals aufgehört sein Freund zu seyn, sage ihm das und auch meinem Vater. Unsre Misverständniße waren nie etwas anders, als eine Collision seiner Hypochondrie und meiner Empfindlichkeit. Ich kann ihn nicht mehr lieben nachdem er mein Schwager ist, als vorher da er nur mein Freund war. Jezt thu ich aus Pflicht, was ich damals aus Wahl gethan.

+ Einst, meine gute Schwester, wiegte sich mein Herz mit glänzenden Hoffnungen für Deine und Deiner Schwestern Glükseligkeit. — Meine Entwürfe sind demütiger worden, aber ich gebe noch keinen einzigen auf. So lang mich unter den manichfaltigen Bizarrerien des Schiksals das Gefühl meiner selbst nicht verlassen wird — hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verlust meines Vaterlands alles gewonnen habe. Freilich meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuversicht aus dem damaligen Kreis meiner Bestimmung heraus, der so eng und so dumpfig war wie ein Sarg. Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu, und schimärisch war, und ich gestehe mit Erröthen, daß ich ihm die Erfüllung meiner stolzen Ansprüche noch biß auf diesen Tag schuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, seinen ersten Planen gemäß, in unbemerkter doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brod meines Vaterlands gegeßen hätte — aber dann hätte er nicht zugeben sollen, daß eine unglükliche Schnellkraft in mir erwachte, daß sich mein Ehrgeiz entwikelte, dann hätte er mich mit mir selbst ewig unbekannt erhalten sollen. Das, was er noch biß jezt meine Uebereilung nennt, hat seinen Namen weiter getragen als er hoffen konnte. — Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewißens gesucht, mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekostet, die mir vielleicht in den nächstfolgenden wuchern werden. Ich sehe rükwärts in mein Leben, und bin frölich, liebe Schwester, und voll Muth für die Zukunft. Alle meine Schiksale verschwinden gegen

das, was ich gewann — schon allein die Eroberung einiger (und warum soll ich nicht sagen, vieler?) edler herrlicher Menschen war den bedenklichen Glükswurf um mein Schiksal werth. Mein Vater ist 60 Jahre alt, und hat eine kleinere Liste solcher Freunde als ich, und diese alle danke ich ja bloß jenen getadelten Schimären.

Lebewol liebste Schwester. Unsern — Eltern sage, daß sie von jezt an um mich ganz unbesorgt seyn sollen. Alle ihre Wünsche und Projekte mit mir, werden weit unter meinem jezigen glüklichen Schiksal bleiben.

Grüße Louisen und küsse meine Nanette. Schreibe mir bald und recht aufrichtig.

Ich bin mit unwandelbarer Liebe

Dein

zärtlicher Bruder

Frid. Schiller.

Anmerkungen zu Nr. 7.

Die von mir zum Abdrucke übergebene Copie von 4 Briefen Schiller's und dessen Eltern Nr. 7. 10. 17. 20. ist in genauester Weise von mir selbst ausgeführt worden. Nicht ein Buchstab, nicht ein Komma ist von mir geändert. Nur in Bezug auf die Schreibart mit ß und ss bei Schiller hat mehrere Male ein Zweifel vorgelegen, da er diese beiden Buchstaben im Originale oft zum Verwechseln ähnlich, in der That aber da öfter ein ß schrieb, wo wir jetzt ein ss schreiben und umgekehrt. Auch die Anwendung lateinischer Buchstaben in manchen Wörtern ist streng beibehalten; hier haben ebenfalls Zweifel obgewaltet, ob irgend ein Buchstab ein lateinischer oder deutscher sei, da Schiller oft dergleichen so schrieb, daß man den Buchstaben sowohl für einen deutschen, als auch für einen lateinischen ansehen konnte. Notizen zu den einzelnen Briefen habe ich mir erlaubt denselben beizufügen.

Specielle Notiz. Dieser bisher ungedruckte Brief Schiller's an seine älteste Schwester Christophine, nachmalige Hofräthin Reinwald, ist mir aus der Hand des Herrn Carl Küntzel in Heilbronn zugekommen. Durch den außerordentlichen Inhalt, namentlich der zweiten Hälfte möchte er einer der allerbedeutendsten sein, die sich aus Schiller's früherer Lebensperiode erhalten haben. — Die von mir, wie

auch im Druck unterpunktirten Worte sind auf dem Original augenscheinlich in früherer Zeit mit Bleistift unterstrichen worden. Sie sind dies wahrscheinlich zu derselben Zeit, wo am innern Rande von der Schwester Schiller's Christophine Hand erst mit Bleistift, dann mit Tinte (neben der Stelle wo das Zeichen ╪ steht) bemerkt wurde: „Hier liegt das Geheimniß, das ich damals ihm nicht sagen konnte."

F. W. Jähns.

Nr. 8.*

Brief an Murr.

Hochwohlgebohrner
Hochzuverehrender Herr,

Für die gütige Mittheilung des Catalogen bin ich Ihnen sehr verbunden. Da ich aber den größten Theil der unter den Wallensteinianis enthaltenen Schriften schon besitze, und einzelne wenige Pièces schwerlich von der Sammlung getrennt und einzeln verkauft werden, so kann ich von Ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Für wenige Schriften, die ich unter dieser Sammlung zu meinem Gebrauch finde, und in den Sächsischen Bibliotheken nicht erhalten kann, ist die Summe von 175 Gulden mir zu groß. Außerdem fehlt der Sammlung noch gar viel zur Vollständigkeit, indem unter andern Khevenhüller als eine der wichtigsten Quellen zu Wallsteins Geschichte und noch viele andere nicht darunter begriffen sind. Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu verharren

Ew. Hochwohlgebohren

Jena, den 6. Nov. 1791. gehorsamster Diener
Fr. Schiller.

* Durch die Allergnädigste Vermittelung Sr. Majestät des Königs Ludwig von Baiern erhalten.

Nr. 9.*

Vorbericht.

Um dem Nachdruck zuvorzukommen und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleinern prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehn wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verschiedene noch ungedruckte Aufsätze enthalten werden. Bei den mehresten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen seyn, und es war auch Anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsart gemäßer zu machen; aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen also auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer ersten zufälligen Entstehung und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers. Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch karakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart; eine Eigenschaft, die oft gerade die vollendetsten Werke eines Autors verläugnen. Für Leser also, welche schon eine gute Meinung von dem Verfasser mitbringen, und, wenn sie auch mehr nicht darin finden sollten als ihn selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind diese Rapsodieen bestimmt und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist alles, was ich ihnen davon versprechen kann.**

Jena, in der Ostermesse 1792. Schiller.

* Von Herrn Pastor Brauns, s. dessen Bemerkung zu Brief Nr. 5.

** Der Schluß des Manuscriptes enthält außerdem die durchstrichenen Worte: „Duldung ist alles, worauf sie Anspruch machen.“

Zu Nr. 9.

Dieser Vorbericht steht gedruckt in der Ausgabe der kl. pros. Schr. von 1792 und dann in den von Hoffmeister herausgegebenen Supplementen Bd. 4, S. 442, außerdem bei Boas Bd. 2. S. 341. Hoffmeister, der genauer ist als Boas, hat den Druck nach der Ausgabe von 1792 geliefert. Das vorliegende Manuscript zeigt an einigen Stellen Abweichungen von jenem Drucke, welche durch gesperrte Schrift bezeichnet sind. Zwar bieten diese Abweichungen nichts wesentlich Neues; aber der Druck des Vorberichtes möchte dadurch sich rechtfertigen lassen, daß er zum ersten Male nach Schiller's Manuscript gegeben wird.

G. A. K.

Nr. 10.*

Brief von Schiller's Vater an Schiller.

Liebste Kinder!

Die Zeit wird mir erstaunlich lang, Euch wieder zu sehen, und doch kann ich sie nicht abkürzen. Mama soll bei Euch seyn, bis die liebe Lotte entbunden ist; wenn sie also zu bald kommt, muß ich sie so lang missen. Der guten Mama Vorschlag, daß ich wegen Ludwigsburg an Herzog schreiben soll, geht nicht, so wenig als wegen dem dortigen Militär-Waisenhaus. Es beruht alles auf der anhoffenden Antwort. Erst alsdann lassen sich Plane machen, und indessen richtet man sich in Heilbronn ein; wenigstens kann ich Euch noch 3 mal besuchen und hiernach verlangt es mich sehr, denn bei letztem Besuch haben wir noch lange nicht genug mit einander sprechen können. Wolzogen arbeitet sehr daran, den Herzog bestimmen zu machen, und sagte mir, daß die Frau Herzogin schon

* Von Herrn F. W. Jähns in Berlin.

gegen 6 Monate damit beschäfftigt sei. Wenn Euch, liebe Kinder! von unseren Sachen noch einiges anständig ist: so schreibt darum.

Nun, ich küsse u. umarme Euch alle zusammen.

Euer treuer Vater

d. 20ten Aug. Schiller.

Anmerkung zu Nr. 10.

Dieser Brief kam mir von Herrn Wilhelm Küntzel in Heilbronn. Nach Mittheilung des Herrn Dr. Kuhlmey in Berlin ist dem Datum die Jahreszahl „1793, Solitüde." beizusetzen.

F. W. Jähns.

Nr. 11.*

An Herrn v. Murr, Hochwohlgeb. in Nürnberg.

Jena, d. 16. Jun. 94.

Ich erhalte vor einigen Tagen erst aus den Händen des Herrn Hofrath Schütz ein Schreiben von Ew. Hochwohlgebohren, welches vom 17. Februar datiert ist. Ohne Zweifel ist es aus Vergeßlichkeit geschehen, daß mir dasselbe nicht nach Schwaben nachgeschickt wurde, wo ich mich den ganzen Winter aufhielt und von wo ich erst seit einigen Wochen wieder hier angekommen bin. Sie werden es also nicht als eine Nachlässigkeit von mir auslegen, dass ich den äuserst verbindlichen Innhalt desselben noch nicht beantwortet habe.

Eine Versicherung der Achtung von einem Mann, dessen Verdienste selbst soviel Achtung verdienen, kann mir nicht anders als schmeichelhaft sein, und als einen Ausdruck dieser Ihrer freundschaftlichen Gesinnung sehe ich auch Ihr gütiges Anerbieten kann (sic), und

* Durch die Allergnädigste Vermittlung Sr. Majestät des Königs Ludwig von Baiern erhalten.

bezeuge Ihnen dafür meine aufrichtigste Dankbarkeit. Aber da ich nicht im Stande bin, es Ihnen zu erwiedern, so werden Sie mir verzeyhen, daß ich keinen Gebrauch davon machen kann. Als ein Zeichen Ihrer Wohlgewogenheit für mich würde ich mir eine Ehre daraus machen, eine Ihrer Schriften unmittelbar von Ihnen anzunehmen, doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir erlaubten, Ihnen dagegen eine der meinigen zu präsentiren.

Mit auszeichnender Hochachtung verharre ich

Ew. Hochwohlgebohren

gehorsamster Diener

F. Schiller.

Nr. 12.*

Schiller an Archenholz.

Jena, den 7. Nov. 94.

Beykommendes Anzeigeblatt wird die Freiheit entschuldigen, die ich mir nehme, einen alten Bekannten in Ihre Erinnerung zu bringen. Ich freue mich dieser Veranlassung, mein Andenken bey Ihnen zu erneuern, und Ihnen zugleich die große Hochschätzung zu erkennen zu geben, die mir die musterhafte biographische Darstellung Sixtus V., die ich vor nicht langer Zeit erst zu lesen bekam, gegen den Verfasser derselben eingeflößt hat. Beyträge von solchem Gehalt und in so geschmackvoller Form würden eine Zierde der Horen seyn, und nicht wenig dazu beytragen, die gute Aufnahme dieses Journals bey demjenigen Publikum zu entscheiden, dessen Beyfall allein für einen Schriftsteller Werth haben kann.

Unsere Societät zählt jetzt schon drey und zwanzig Mitarbeiter, unter denen sehr geachtete Nahmen sind. Goethe, Herder, Garve,

* Von Herrn Senator Culemann in Hannover.

Engel, Frid. Jacobi, Frid. Schulz, Fichte, Genz u. a. werden einen sehr thätigen Antheil daran nehmen. In einer solchen Gesellschaft, hoffe ich, werden Sie nicht ungern erscheinen, und ich schmeichle mir, daß Sie mir erlauben werden, auch Ihren Nahmen dazu zu schreiben.

Hochachtungsvoll verharre ich

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Schiller.

Nr. 13.*

Schiller an Heinrich Meyer.

Jena, den 27. Jan. 1795.

Laßen Sie mich doch wißen, lieber Freund, ob sich entweder in Ihren Papieren oder in Ihrem Gedächtniß Vorrath genug findet, um nach und nach eine gewisse Reyhe von Mahlern die Critik passiren zu lassen. Es wäre dann überaus vortheilhaft für das Publikum und für die Horen, wenn Sie diese Kunst Critik, etwa unter dem gemeinschaftlichen Titel: Gemählde Gallerie in den Horen fortlaufen ließen. Einem sehr großen Theil der Leser, deren Urtheile über Kunstwerke noch so schwankend sind, und so oft irregeleitet werden, geschähe dadurch ein wichtiger Dienst, und uns würde ein solcher fortlaufender Artikel ungemein nützlich seyn. Wenn bey dergleichen Arbeiten nach einem gewissen Totale gestrebt wird, so erhält jedes einzelne dadurch einen größern Halt und Werth, und was, durch seine abgebrochene, isolierte Erscheinung die Aufmerksamkeit nur flüchtig beschäftigt hätte, wird dann zu einer ernstlichen Angelegenheit des Lesens. Soviel ich über ihre (sic) Bemerkungen

* Von Herrn Regierungsrath v. Löper in Berlin.

über Carrache†) urtheilen kann, so müssen sie demjenigen, der mit den Werken dieses Künstlers bekannt ist, viel zu denken geben.

Wenn Sie finden, daß etwas, meiner Idee ähnliches executiert werden könnte, so wollen wir uns dann über die Einkleidung selbst weiter besprechen.

Die beyden Köpfe ziehen mich äuserst; und in die Juno besonders will ich suchen mich hinein zu studieren. Wenn Sie dann einmal wieder hier sind, so helfen Sie mir das Verständniß darüber öfnen.

Weil Sie doch einmal zu der Horenfamilie gehören, so bin ich so frey, Ihnen ein kleines Geschäft dabey zu geben. Wir brauchen, der Posten wegen, ein unterscheidendes Siegel, welches der junge Künstler in Weimar stechen könnte. Wollen Sie so gütig seyn und ihn zu sich kommen lassen, um diese Sache mit ihm aesthetisch sowohl als merkantilisch abzumachen. Es bedarf übrigens keiner weitern Erfindung, denn da es eigentlich nur zum Behuf der Postsecretairs ist, so muß es ohne Sagacitaet zu verstehen seyn. Meine Idee ist, die drey Worte

Siegel
der
Horen

mit lateinischer Schrift, in einen Kranz zu setzen. Uebrigens sey Ihnen alles überlassen, wenn nur der Nahme der Horen lesbar darauf angebracht ist. Bitten Sie ihn aber, die Sache bald zu machen. Das Ganze darf ohngefehr die Größe eines 8groschenstücks haben.

Leben Sie wohl und die Arbeit gedeyhe Ihnen.

der Ihrige Schiller.*)

†) Siehe Brief Schiller's an Meyer vom 5. Febr. 1795 in Schiller's Briefen Bd. II. Berlin, S. 662, welcher daselbst fälschlich in's Jahr 1798 eingerückt ist, wie sich u. a. klar aus der in beiden Briefen besprochenen Siegel-Angelegenheit ergiebt.

* 3 Seiten Quarto. Adresse fehlt. Das Original besitzt Herr Professor Böcking zu Bonn. v. Löper.

Nr. 14.*

Jena, d. 3. Aug. 95.

Ihr Brief und was ihn begleitete, mein vortreflicher Freund, hat mich nicht wenig erfreut, und ich benutze, wie Ihnen die Beylage zeigen wird, Ihre gütige Erlaubniß, Ihnen auch von meinem Machwerk etwas zur Composition zu übergeben.

Der Tanz ist zwar in einer Versart abgefaßt, die für den Musiker nicht sehr bequem ist. Da aber das sujet desto musikalischer und das Stück an sich nicht groß ist, so setzen Sie Sich vielleicht über jene Schwierigkeit hinweg — und dann, was könnte für einen Meister Schwierigkeiten haben? Mir kömmt vor, als müßte es eine gute Wirkung thun, wenn die Musik zu diesem Stück einen ordentlichen Tanz ausdrückte, nur in einer mehr idealischen Manier gedacht und ausgeführt. Auch glaube ich brauchte nicht alles gesungen zu werden, besonders könnten die einzelnen Stellen „Jetzt verliert es der suchende Blick" und „Nein, dort schwebt es frohlockend herauf" sowie auch einige in's philosophische gehende Stellen bloß recitativ seyn — doch ich vergesse, daß ich ein erbärmlicher Laye bin und mit einem Meister rede.

Der Frühling ist von einem jungen Frauenzimmer, das wie Sie aus dieser Probe sehen, viel poetisches Talent hat. Mir scheint dieses Stück auch eine musikalische Canonisation zu verdienen. Auch die Minnelieder scheinen mir sehr singbar.

Meine übrigen poetischen Beyträge zu dem Almanach qualifizieren sich nicht wohl zu Composition, weil sie mehr Ausführungen philosophischer Ideen als Empfindungsgemählde sind. Vielleicht aber findet sich in einigen Wochen noch eins, das für jenen Zweck taugt.

Freylich ist es Schade, daß Göthe von der Idee abgekommen ist, den Cophta als Oper auszuführen, besonders da Sie schon auf

* Ein in der Autographen-Sammlung des Königl. Hannöverschen Generalconsuls Claus zu Leipzig befindlicher Brief Schiller's an J. F. Reichardt.

dem Weg waren, die Music dazu zu entwerfen. Indessen glaube ich doch, daß das Sujet an sich zu kalt und daher für d. Musiker nicht ganz günstig gewesen wäre.

Für die überschickten Stücke Ihres Journals sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Beynahe hätte es mich anfangs verdrossen, einen Künstler (der noch das einzige ganz freye Wesen auf dieser sublunarischen Welt ist) an dieser schwerfälligen, politischen Diligence der neuen Welthistorie ziehen zu sehen, aber der Reichthum von Materialien und die interessante Auswahl derselben, wodurch Ihr Journal sich offenbar auszeichnet, entscheiden Ihren Beruf zu dieser Art von Schriftstellerey. Aber von mir, werthester Freund, verlangen Sie ja in diesem Gebiete weder Urtheil noch Rath, denn ich bin herzlich schlecht darinn bewandert, und es ist im buchstäblichsten Sinne wahr, daß ich gar nicht in meinem Jahrhundert — lebe; und ob ich gleich mir habe sagen lassen, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen, so ist dieß ohngefähr das wichtigste, was ich davon weiß.

Den Abdruck Ihrer Composition zu den Vossischen Gedichten finden Sie in der Beylage. Ich will hoffen, daß er fehlerlos seyn wird.

Göthen erwarte ich heute Abend aus dem Karlsbade zurück.

Leben Sie recht wohl, und behalten Sie in freundschaftl. Andenken

Ihren

ganz ergebenen

F. Schiller.

N. S. Die Gedichte von Ihrem jungen Freunde sollen mir willkommen seyn.

Die diplomatische Genauigkeit der Abschrift bescheinigt

Leipzig, am 9. April 1859.

p. Gustav Moritz Clauß.

Zu Nr. 14.

Der vorstehende Brief bringt neue Aufklärungen über Schiller's Verhältniß zu einem in den Xenien vielfach angegriffenen Mann, dem Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, der damals auf seinem Landgute bei Giebichenstein sich aufhielt. Der Dichter wünschte nämlich für seinen ersten Musenalmanach den Schmuck einiger musikalischen Compositionen aus der Feder dieses „seines vortrefflichen Freundes," der für das siebente Stück der Horen von 1795 die beiden Gedichte von Voß „Weihe der Schönheit" und „Die Dichtkunst" bearbeitet hatte. Reichardt erfüllte bereitwillig das in dem Briefe ausgesprochene Verlangen, wenn auch nicht in der Weise, wie Schiller gehofft. Er componirte nicht „den Tanz", wohl aber „die Macht des Gesanges" und „die Würde der Frauen", obgleich beide Gedichte dem Verfasser für die musikalische Behandlung nicht geeignet schienen; auch „der Frühling" von Sophie Mereau wurde dieser Canonisation gewürdigt. An dem Tanz verzagte Reichardt, weil er meinte, die Composition dieses Gedichtes könne nur im Großen und mit ganzer Partitur ausgeführt werden. Dessen ungeachtet gab Schiller diesen Wunsch nicht auf, sondern wandte sich mit derselben Bitte an seinen Freund Körner, von dem er auch, nicht für den Almanach, sondern zum Genuß unter Freunden noch im September 1795 eine Musik zum Tanz empfing. Das in dem Briefe erwähnte Journal Reichardt's erschien unter dem Titel „Frankreich" 1795—1797 in Altona.

G. A. K.

Nr. 15.*

Brief an Murr.

Jena, den 5. May 95.

Was werden Sie von mir denken, hochgeehrtester Herr, daß ich Ihnen für die angenehmen Geschenke, die Sie mir im vorigen Jahr so gütig übersandt haben, noch immer nicht Dank gesagt

* Durch die Allergnädigste Vermittlung Sr. Majestät des Königs Ludwig von Baiern erhalten.

habe? Damals als ich Sie empfing hinderte mich meine Krankheit, Ihnen sogleich zu antworten, und nachher kamen soviel zerstreuende Geschäfte dazwischen, daß diese Bezeugung meiner Schuldigkeit von Tag zu Tag hinausgeschoben wurde, so daß ich endlich, wie es oft geschieht, aus Beschämung schwieg. Vergeben Sie mir also, würdiger Mann, diese meine Unhöflichkeit und Undankbarkeit, und denken Sie darum nicht schlimmer von mir. Mit dem aufrichtigsten Herzen versichere ich Ihnen, daß jene Zeichen Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich den größten Werth für mich haben, und mich zu Ihrem verpflichteten Schuldner machen. Nicht um diese Schuld zu tilgen, bloß um Ihnen ein kleines Zeichen meiner Hochachtung zu geben, nehme ich mir die Freyheit, einige Kleinigkeiten von meiner Feder beyzulegen, die ich in Ihrer Büchersammlung aufzustellen bitte. Die Sammlung prosaischer Aufsätze wird durch mehrere Bände fortgesetzt, welche ich, sowie sie erscheinen, Ihnen zuschicken werde.

Ihre Anfrage wegen des Dante kann ich nicht sogleich beantworten, weil der Verfasser dieser Ueberseßung gegenwärtig ausserhalb Deutschland sich befindet.

Hochachtungsvoll verharre ich

Ew. Hochwohlgeb.

gehorsamster Diener

Schiller.

Nr. 16.*

An J. W. von Archenholz.

Jena, den 8. Jenner 96.

Auf Ihren schönen Beytrag zu den Horen habe ich, mein verehrter Freund, meine Antwort anstehen lassen müssen, biß ich

* Von Herrn Senator Culemann in Hannover.

ihn abgedruckt erhielt, weil die Eilfertigkeit, mit der ich das Mscrpt absenden mußte, mir kaum Zeit ließ, es flüchtig zu durchlaufen. Jetzt, da ich den Aufsatz mit größerer Muße gelesen kann ich Ihnen erst schreiben, wie sehr ich davon befriedigt bin. Ich bin in die Schwierigkeiten Ihres Stoffs eingegangen und bewundere Ihre Geschicklichkeit, aus einem so zerstückelten und fragmentarischen Stoff ein so wohl geordnetes Ganze zu machen. Alles wirkt auf Einen Punkt hin, und sammelt sich um den Helden der Geschichte, das Lokal und Costume ist lebendig und treffend dargestellt und der Leser ist der Zuschauer der Begebenheit. Göthe, der gerade bey mir war, als das XII. Stück der Horen ankam, hat dieser Aufsatz auch sehr gefallen.

In 8 oder 10 Tagen werden wir vermuthlich ein öffentliches Urtheil in der Litt. Zeitung hören.

Möchte die, gewiß allgemein günstige Aufnahme dieses historischen Tableau Ihnen noch mehr Lust erwecken, an den Horen einen recht thätigen Antheil zu nehmen.

Ein Exemplar des XII. Stücks haben Sie natürlicher Weise schon von Cotta erhalten. Zum Ueberfluß lege ich noch eines bey.

Leben Sie recht wohl und behalten Sie in freundschaftlichem Andenken

Ihren

aufrichtig ergebenen

Schiller.*

---

* Betrifft Horen, Jahrgang 1795. XII. Stück Nr. 9. p. 62. Sobiesky Ein historisches Fragment von J. W. von Archenholz.

Nr. 17.*

Von Schiller's Mutter an Schiller.

(Leonberg,) den 16 Febr. 97.
(im Original ausgestr.)

Bester Sohn!

Heute ben ich wieder so glücklich wieder einen Brief Von jhm zu erhalten, Gott sei geprissen daß er jhrer aller wohl betrifft. Von der l. Lotte habe ich 2 erhalten, aber nichts wo Vor ich jhn gebetten mir nachricht zu geben welches mich in eüniche Verlegenheit setzt. ich antworde also auch gleich an diesem Tag wieder, u schicke Morgen gleich einn Expr: Botten Nach Rehms (?) mit einn Brif u dem reiße Geld damit das Medichen nicht länger aufgehalten wird, Gott gebe dan seegen, daß sie sich zu Allem gut schicken mechte, worzu sie gebraucht wird, freulich wird sie ihre gute Schwester schon abrichten, Ich habe ein stikke Tuch beigelegt, weil nur auf dem Post Wagen 50 bis 60 ℔ mit genomen werden darf. aber vor meine l: Enkeln habe wirklich nichts weiders zu schicken welches mir sehr leid thut, Tuch ist immer in eine Haushaltung zu gebrauchen. und ich habe mir vor genomen wann ichs Leben habe alle jahr ein stick Von 40 bis 50 Ehl zu schicken, ich habe Zeit zu spennen u daß mit mehrerer Wohlust als vor främde Menschen zu einer auch kleinen erkendlichkeit, vor Seine liebe u vorsorg vor meinen künfftigen aussichten, nun will ich daß geld bei H: Cotta angewissen dankbar an nehmen, bekomme ich eine Penseon, so werde ich gewiß keinen mißbrauch Von dem guten willen meines bestens Sohns machen, Gott wird jhm u die l: seinigen davor seegnen, holtz u so allerhand nehben Sachen kost am meisten, da ich jezt meine Magd abgeschafft kan ich Viel erspahren, u die beschäfftigung im hauß ist mir gesunder als bestendlich sitzen, welches mir sehr übel bekomt, da ich es emmer gewohnt wahr,

* Von Herrn F. W. Jähns in Berlin.

wänn ich nur ein gartlein bekome welches mir sehr gesund da ich Viel zerstreuung bei diesen geschäfften zu machen hette, auch meine gute Freunde geben sich alle Mühe mir eins zu erfragen, freulich muß ich dung u die gröste gescheffte da bei bezahlen, doch bekom ich auch etwas davor. an dem Schloss ist ein großer garten wo ich im Finster hin ein sehe, es hat in aber ein Gärtner im Bestand u der will nichts da Von geben, doch die Frau Räthen die im Schloss wohnt wird mir vom Zwenger, den Sie im daß Schloss herum, ettliche Landlen geben, da wir so gut mit einander auskomen, diese Frau hat auch ihren Theil zu leiden ihr Mann ist Rath u* ... hier u erst 34 jahr alt ist von 2 schlägen die ihm getroffen so untüchtig zu allen verichtungen, da Er alle seinen** verlohren u gantz lahm ist, aber dabei sehr Viel Lust zu essen u schlaffen hat, u hat 6 Taussend Gulden vor den Denst bezahlet, u da ein Amtsverwesser ihm gesezt nur noch die hälfte Von der Besoldung doch ist die Frau reich eine Pfarrers Tochter welche noch mehr als 20 Taussend Gulden Erbt wann ihre Eldern sterben, Sie ist erst 26 jahr alt u hat ein euziges Töchterle vom 7 jahr.

ich ben sehr schön logiert nur fehlt die Küche doch wir kenen uns doch behelfen, den ganzen Tag haben wir Sonne u kenen ins Gröne sehen u Viel Torfschafften, aber von der Statt abgesondert es ist allerdeng wie auf der Solitude; Gott Lob meine Gesundheit ist besser, die Pfarrers Fraun die nur halbstunde Von hier ettlicher ortschafften habn mich besucht, u ich ihne versprechen missen auf den Sommer fleißig einen spaziergang zu sie zu machen. Die Louisse haben sie sehr lieb, weil sie alles so machen kan, u fragen Sie bei ihrem Butz um rath, da wir im Verkauf den Sova verkaufft weil er so blöckisch, u mir den Seinigen schmehler machen lassen, so hat Louiss selbst Polster u Küssen*** da wir von den überichen Sessel die Küssen dazu genomen, wieder einen recht schönen Sova

* Unleserliches Wort.

** Hier ist wahrscheinlich das Wort: „Verstand" ausgelassen.

*** Fehlt hier wohl „gemacht."

haben, mit neuem überzieg u ebben so ein halb duzent Sessel. ein*.... Bett Lade und 2 Canab u Tischle nebst Seiner Biste in unserer 2ten Stuben. Der Magister Frankh besucht uns öffters, u ist wieder sehr geföllich, der H: Helfer hier sacht längstens in 2 jahr werde er ein Denst bekomen. Nun habe mir Vor genomen bei seinem nächsten Besuch H: Helfer so wie von ungefehr da zu bitte u alsdann in dessen gegenwart, mit ihm von der Sache sprechen u so seine gesinnungen als Zeige hören, mit seine Elldern ist nichts zu machen, es seind gemeine Leid, u sage sie habe nichts dagegen ihr Sohn habe freue wahl ich denke doch Er wird Wort halten, u Louiss hat in ihrem alter auch nicht zu wehlen, weil ein jeder reiche Medlens bekomen kan, mit G: ist es also nichts zu machen, der H: v. Wellardt als Diretor hat seinen Abschied mit 2 Taussen gulden Pension, die Er aber nicht angenomen soll haben, und H: Autenrieth soll Geheimerath werden, dieses wehre ebben der Mann der Sich am aller Besten vor mich verwenden kente ......

(Schluß fehlt.)

Die Copie ist ganz genau.

Das Original des Briefes trägt folgende Bemerkung von der Hand Carls von Schiller (Schiller's ersten Sohnes):

Daß dieser Brief von Schiller's Mutter eigenhändig geschrieben, beurkundet C. Fr. von Schiller. 13. Jan. 1852.

Anmerkung zu Nr. 17.

Dieser Brief der Mutter Schiller's ist ganz genau bis in die kleinsten Details der Schreibung wiedergegeben. Derselbe ist durch Herrn Karl Küntzel in Heilbronn an mich gelangt. Obgleich 4 große Quartseiten im Originale, ist er leider nur Fragment, da der Schluß fehlt; dennoch ist er höchst charakteristisch für die Schreiberin.

F. W. Jähns.

---

* Nicht zu lesendes Wort.

Nr. 18*.

Sechszig Stück Friederichsd'or für die dem Königlichen National-Theater zu Berlin überlassenen Schauspiele:

Wallensteins Lager,
Die Piccolomini und
Wallensteins Tod

habe ich von der Königlichen Haupt-Theater-Kasse baar und richtig bezahlt erhalten, worüber hiemit quittiere.

60 Stück Frieder.d'or. Jena, 30. May 1799.

Friderich Schiller,
Hofrath und Professor zu Jena.

Nr. 19.**

Schiller an Böttiger in Dresden.

Weimar, 2. May 1803.

An Ihrer Wiederherstellung von der schweren Krankheit, die ich selbst aus dreimaliger Erfahrung kenne, nehme ich herzlichen Antheil mein verehrter Freund, und wünsche, daß die gute Jahreszeit Ihre Genesung beschleunigen möge.

Ich habe Sie nicht vergessen, aber dem besten Willen hat das Vollbringen gefehlt. Es trift sich gerade, daß ich in dieser Messe den zweiten Band meiner Gedichte herausgebe, wo also die wenigen Kleinigkeiten, die etwa entstanden seyn mögen, ihren Platz finden mußten. So mußte ich auch für Cotta etwas thun, der bei seinem Damen Calender auf einen Beitrag von mir rechnet.

Diese Gründe möchten wohl hinreichend seyn, mich für dieses Jahr ganz zu entschuldigen, aber sie rechtfertigen kein unbedeutendes

* Dieses Manuscript gehört zu den von Hrn. Musik-Director Jähns in Berlin geschenkten.

** Von Herrn Regierungsrath v. Löper in Berlin.

Product, denn dieses sollte unter keinerlei Umständen gemacht werden. Dennoch sende ich Ihnen ein solches, um Ihnen, wär' es auch auf Unkosten meines poetischen Gewissens, meinen guten Willen zu beweisen. Nehmen Sie also, was sonst keinen Werth hat, als ein Opfer der Freundschaft gütig auf.

Die Braut von Messina wird im Julius ausgegeben. Ich hätte gewünscht, daß Sie dieses Stück auf unserer Bühne hätten vorstellen sehen, wo es wirklich mit vielem Sinne und mit erfreulichem Erfolg gegeben wurde. Es ist freilich nicht im Geschmack der Zeit, aber ich habe den Wunsch nicht bezwingen können, mich auch einmal mit den alten Tragikern in ihrer eignen Form zu messen, und zugleich die dramatische Wirkung des alten Chors zu erproben.

Die Hofnung, Dresden in diesem Sommer zu sehen, gebe ich zwar noch nicht auf, aber eine andre Reise, die ich zu machen habe, könnte mich leicht daran verhindern.

Noch einmal meine herzlichen Wünsche für Ihre Gesundheit und für den glücklichen Erfolg Ihrer litterarischen Plane.

Ganz der Ihrige

Schiller.

(3 Seiten Quarto.)

Das Original besitzt Herr Präsident von Strampff zu Berlin aus dem Nachlasse des Rectors Lange zu Schulpforta.

pro copia vera.

v. Löper.

Nr. 20.*

Weimar, 16. Jul. 1804.

Ihr freundliches Andenken, mein theurer verehrter Freund, hat meine Frau und mich höchlich erfreut. Daß Sie mir darinn

* Von Herrn Musikdirector Jähns in Berlin.

zuvorgekommen sind, und daß ich selbst Ihnen nicht früher für die liebevolle Aufnahme gedankt, die wir bei Ihnen erfuhren, ist nicht die Schuld meiner Nachläßigkeit. Ich glaubte Ihnen zugleich etwas bestimmtes über meine künftige Verhältniße zu Berlin schreiben zu können, indem ich nun täglich eine Entscheidung darüber erwarte. Der treffliche Mann, der auch Ihr Freund ist, hatte mich bei meinem neulichen Aufenthalt in Potsdam aufgefordert die Bedingungen zu nennen, unter denen ich in Berlin glaubte existieren zu können. Längst schon lebte es als Wunsch in meinem Herzen, einige Zeit im Jahre dort zubringen und den Einfluß einer so großen Stadt besonders auf meine dramatische Productivität erfahren zu können. Aber freilich müßte mir keine fixierte Niederlaßung in Berlin zur Bedingung gemacht werden. Denn außerdem daß ich mich aus mehr als einem Grunde nicht ganz von Weimar trennen kann und daß ein Aufenthalt zu Berlin mit meiner ganzen Familie äußerst kostspielig für mich seyn würde, so kenne ich mich auch selbst zu gut, um nicht überzeugt zu seyn, daß die Zerstreuungen einer großen Stadt, sowie überhaupt die größere Bewegung um mich herum das glimmende Fünkchen meiner Thätigkeit ganz ersticken würde. Um etwas poetisches zu leisten, muß ich 6—8 Monate im Jahre einsam leben, und dazu ist ein Ort wie Weimar, dem es nicht ganz an einigem belebenden Umgang fehlt, eben recht. Wird mir aber von Berlin aus zugestanden, meinen Aufenthalt zwischen dort und hier zu theilen, so sind meine Wünsche erfüllt und ich werde mich sowohl im poetischen als im oeconomischen beßer befinden. So stehen die Sachen, theurer Freund, ich habe diesen meinen Wunsch an die Behörde gelangen laßen und sehe nun mit Erwartung dem Erfolge entgegen.

Sollte es dahin kommen, daß ich öfters und längere Zeit in B. verleben könnte, so laßen Sie, theurer Freund, Ihr Herz und Ihre Arme mir geöfnet seyn u: Ihre Hausgötter mich freundlich empfangen. In einer größeren Welt bedarf man des Freundes

am meisten, und ich habe immer in so einfachen Verhältnissen gelebt, daß ich weniger als ein andrer des wechselseitigen Vertrauens und Wohlwollens entrathen kann.

Meine Frau hat sich in Ihrem Calcul geirrt und wird nun wahrscheinlich erst in einigen Wochen ihrer Bürde entledigt werden. Sie dankt Ihnen, und Ihrer lieben Frau Gemahlin aufs herzlichste für Ihren Antheil und wird sich der gütigen Aufnahme bei Ihnen stets mit dankbarem Herzen erinnern.

Die angenehme Nachricht von dem Success des Tell in B. war mir sehr willkommen; sie war das erste Wort das ich darüber vernahm und muß mir in jedem Betracht erfreulich seyn.

Von Herzen umarmt Sie

Ihr

ganz ergebener

Schiller.

Anmerkung zu Nr. 20.

In den Besitz dieses Briefes Schiller's an Hufeland bin ich durch das Vermächtniß einer unlängst in Berlin verstorbenen Dame, des Frl. M. von G...., gesetzt worden. Auch dieser Brief dürfte zu den interessantesten Schiller's gezählt werden. Schiller's Ansicht über seine beabsichtigte zeitweise Uebersiedelung nach Berlin im Hinblick auf seine Eigenthümlichkeit als Mensch und Dichter, ferner seine großartige Ruhe in der Aufnahme der Nachrichten über den glänzenden Erfolg des Tell in Berlin bilden sehr bedeutende Momente darin.

F. W. Jähns.

Man erlaubt sich noch, das interessante, zwar bereits abgedruckte* Schiller-Autograph folgen zu lassen, welches die Tochter Schiller's, Fr. v. Gleichen-Rußwurm, der National-Lotterie zum Geschenk machte, und welches den zweiten Hauptgewinn darstellt: ein Brief Schiller's, geschrieben an die künftige Schwiegermutter kurz vor seiner Verehelichung mit Charlotte von Lengefeld.

Jena, den 17. Febr. 90.

Haben Sie Dank, beste Mama, daß Sie meinen Wunsch sobald erfüllt und mir die Zeugnisse zugeschickt haben. Das Aufgebot ist am letzten Sonntag vor sich gegangen, und von dem hiesigen Superintendent mit vielen Glückwünschen begleitet worden. Vor der Welt bin ich also jetzt schon Ihr Sohn, und noch wenige Tage, so bin ich es in der schönsten Bedeutung des Wortes. Umsonst, theuerste Mama, würde ich versuchen, Ihnen die Freude zu beschreiben, wovon meine Seele jetzt durchdrungen ist. Ich sehe mich dem Ziele meiner Wünsche nahe, ein schönes heitres Leben erwartet mich in den Armen meiner Lotte. Mit der glückseligsten Ruhe sehe ich in die Zukunft, nichts soll unsre Glückseligkeit zerstören, selbst Schicksale werden es nicht können. Ja ich hoffe mit Zuversicht, daß Sie sich freuen sollen, Lottchens Glück meiner Liebe anvertraut zu haben, daß Sie in jedem künftigen Augenblick eben so davon denken sollen, als heute, und eben so bereit seyn sollen, wenn es bey Ihnen stände, Ihre Wahl zu wiederhohlen. Nicht Selbstzufriedenheit sondern meine herzliche Liebe für Lotten legt mir dieses Geständniß in den Mund.

Wir erwarten Sie, beste Mama, mit Sehnsucht. Wie viel ist geschehen, seitdem wir Sie zum letztenmal sahen, und wie verlangt mich die Bestätigung Ihrer mütterlichen Liebe in Ihren Augen zu lesen, und die Dankbarkeit, die herzliche Liebe, die Freude, welche meine Seele füllen, und die ich mit Worten nicht aussprechen kann,

* S. Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Bd. 1. Stuttgart 1860. S. 205.

in unserm stillen und fröhlichen Zirkel offenbaren zu können. Der Himmel führe Sie nur gesund zu uns; alles übrige hat er in unsre Hand gegeben.

Morgen, als den Donnerstag, gehe ich von hier ab nach Erfurt, um meine Braut abzuhohlen, und dem Coadjutor zugleich einen Besuch abzutragen, den ich den ganzen Winter aufschob, und den meine Verhältnisse zu ihm nothwendig machen. Montags zwischen 10 und 11, denke ich, werden wir in Kala eintreffen und Sie bald dort finden.

Ewig in unwandelbarer Ehrfurcht und Liebe

Ihr

dankbarster Sohn

Schiller.

Beiträge von Schriftstellern der Gegenwart.

Der höchste Wunsch jedes Dinges, der ihm von der Natur gegeben ist, ist der, zu seiner Urquelle zurückzukehren, und weil Gott der Urquell unserer Seele ist, und sie sich selber ähnlich gemacht hat (wie geschrieben steht: „Laßt uns den Menschen machen nach unserm Gleichnisse und unserm Ebenbild"), so wünscht unsre Seele am meisten zu ihm zurückzukehren. Und wie der Pilgrim, der auf einer Straße geht, auf welcher er noch nie war, jedes Haus, welches er von Weitem sieht, für die Herberge hält und wenn er dann findet, daß es sie nicht sei, seine Hoffnung auf ein anderes wendet, und so von Haus zu Haus, bis er zur Herberge kommt, so richtet unsre Seele, sobald sie in den neu- und noch nie betretenen Weg des Lebens eintritt, die Augen auf das Ziel, welches das höchste Gut ist, und hält darum jedes Ding dafür, das sie erblickt und das etwas Gutes an sich zu haben scheint. Und weil ihre Kenntniß Anfangs eine unvollkommene ist und ihr kleine Güter groß erscheinen, weil sie weder erfahren noch belehrt ist, darum fängt sie damit an, jene zu begehren. Und so sehen wir, wie die Kinder zuerst am meisten einen Apfel wünschen, und dann, weiter fortschreitend, ein Vögelein, und dann noch weiter schöne Kleider, dann ein Pferd, dann ein Weib und dann nicht zu großen Reichthum und dann größern und dann immer mehr. Und dies geschieht, weil die Seele in keinem dieser Dinge das findet, was sie sucht und glaubt es weiterhin zu finden.

Daraus kann man ersehen, wie das eine Wünschenswerthe von dem andern gleichsam in pyramidaler Weise unter die Augen unseres Geistes tritt, so daß das Geringste unter ihnen zuerst alle andern bedeckt und gleichsam die Spitze der Pyramide bildet, deren Grundfläche das äußerst Wünschenswerthe, Gott selbst, ist.

Pillnitz, den 7. Juli 1860.

Johann.

Dante's Gastmahl.

Die Nacht.

Alles erfasset der Schlaf, jetzt stille und ruhig entschlummert
Liegt das ganze Gefild, über dasselbe gewölbt
Ist der friedliche, sternenerfüllte, unendliche Himmel.
Wie der Verstorbene, so kehret zurücke die Nacht,
Was die Sonne getrennt, das führen die Sterne zusammen,
Und das Schweigen der Nacht löst von der Zunge den Zwang;
Von den Sterblichen fallen die Fesseln erkünstelten Lebens,
Endet die Convenienz, wieder dann waltet Natur.
Hehr sich entschwingend dem Irdischen, ahnend, der Geist sich erhebet,
Lebt auf Erden nicht mehr, lebt in der Ewigkeit schon.

König Ludwig.

Der Beruf.

Der Liebe allbelebend heil'ge Strahlen
Des ewig sel'gen Daseins Morgenroth
Jetzt auf der Erde schon, entzückend, malen;
Es ist das Leben ohne Liebe todt.

Vorüber zieh'n die Tage blos als Schatten,
Auf welche nicht das Licht der Liebe scheint.
Der Mensch wird auf dem Lebenspfad ermatten,
Der sich mit Idealen nicht vereint.

Es lebt die Wirklichkeit in dem Gefühle,
Die Seligkeit besteht in Liebe nur,
Ob mit sich weg die Zeitfluth Alles spüle,
Die Liebe bleibt die Sonne der Natur!

Uns zeiget das beständige Begehren,
Der Liebe nur befried'gendes Gefühl,
Daß in der Ewigkeit nur sie wird währen,
Daß sie ist unseres Berufes Ziel.

König Ludwig.

An Schiller.

Aus Rom 1855.

Schon ein halbes Jahrhundert verging uns, seit ich vernommen,
Schiller, hier, Deinen Tod, schmerzlich ergriffen davon,
In dem einzigen Rom, der Du ein einziger gleichfalls;
Was wir besessen an Dir, geben Jahrtausende nicht.
Hätte so gern Dich, trefflichsten Aller, von Sorgen befreiet,
Möglich gemacht, daß Du hättest im ewigen Rom
Jahre verweilen können. Mir war dies Glück nicht vergönnt.
Keiner hätt' Rom so gefühlt, Keiner es so uns beseelt.
Nie vermögen wir mehr, Dich, nie Erreichter, zu sehen;
Doch nicht gestorben bist Du, sterben kannst niemals Du uns.
Ja! Du lebest in ewiger Jugend, begeisterst, veredelst,
Von Geschlecht zu Geschlecht, bis an das Ende der Zeit.

König Ludwig.

Im Anfang November 1859.

Es rühret sich im ganzen Vaterlande,
Vom Rhein und Main bis wo die Isar fließt,
Wie von der Oder bis zum Donaustrande,
Bis wo die Weser sich in's Meer ergießt!

Belebend jetzo nur ist ein Gedanken,
Ein Name tönet nur aus jedem Mund,
Um Schiller die Gefühle jetzt sich ranken
Des teutschen Volks, in allem giebt sich's kund.

Denn unser ist er! unser ja! vor Allen,
Der Teutschen Dichter Schiller ewig bleibt;
Wie in den Hütten, in den Königshallen
Zu Schiller die Bewundrung Jeden treibt.

Vor hundert Jahren wurde er geboren,
Der in dem teutschen Herzen immer lebt,
Den es zu seinem Liebling hat erkoren,
Mit dem es unzertrennbar ist verwebt.

Er spricht, ein hehrer Seher, zum Gemüthe;
Weil, selber fühlend, auch der Hörer fühlt.
Der Dichtung unerreichte kühnste Blüthe
Wird von der Zeitfluth niemals weggespült.

Befreiet von des Ird'schen dumpfer Enge,
Beseelet von dem ew'gen Götterstrahl,
Erheben seine ahnenden Gesänge,
Begeisternd, schwingend, zu dem Ideal!

König Ludwig.

Die Sprache Teut's.

Von hohen Zungen,
Die tönten wie der Silberklang aus Schwänen,
War mir erklungen
Ein süßer Klang, voll Lieben und voll Sehnen.
Der Knabe lauschte
Tief staunend, was von ferne
Gleich wie ein Jubellied der Sterne
Gewaltig rauschte.

Das war Dein Brausen,
Du stolze Sprache Teut's, die Blitz und Wetter
Und Sturmessausen
Und der Kanonen hallendes Geschmetter
Vermählt dem Säuseln
Der Wellen, die im Lenze
Mit zartem Spiel die Ringeltänze
Auf Bächen kräuseln.

O Donner, drohe!
O tapfre Heldenbraut der schnellen Blitze!
Wie jede Lohe
Des Feuers aufzuckt zum gestirnten Sitze,
Fliegt stolze Minne
In Tönen und in Worten,
Und stürmend zu den Himmelspforten
Spornst Du die Sinne.

Drob wähnen Viele,
Sie könnten auch den Sommerreigen fliegen
Im Heldenspiele,
Wo Adler kaum im höchsten Fluge siegen.
Der Sonnenwächter
Sieht traurig, wie sie fallen,
Und hört, wie die hier unten schallen
Spott und Gelächter.

Doch schwächern Flügeln,
Die auch in süßer Töne Lust erbeben,
Auf Blumenhügeln
Ward ihnen holdes Schwingen, Klingen, Schweben
In leichten Scherzen,
In holder Erdennähe
Spielt zarte Lust und zartes Wehe,
Sich lieb von Herzen.

Drum laß sie dringen
Zu ihrem Sonnenglanz, die Sonnenaare,
Auf leisen Schwingen.
Durchflattre Du der Birken grüne Haare,
In stillen Hainen
Mit süßen Philomelen
Sollst Du Dein süßes Leid erzählen
Und still beweinen.

Bonn. **Ernst Moritz Arndt.***

---

* † den 29. Januar 1860. Das obige Gedicht hat der neunzigjährige Greis noch selbst, ein Jahr vor seinem Tode, für unser Album eingesendet.

Die alte Kirchenglocke.

Im deutschen Lande Würtemberg, wo die Akazien so lieblich auf der Landstraße blühen und wo Aepfel- und Birnbäume im Herbste unter dem Segen der Reife sich beugen, liegt eine kleine Stadt, Marbach. Sie gehört zu den ganz geringen Städtchen; schön aber liegt sie am Neckarfluß, der an Städten, alten Ritterburgen und grünen Weinbergen vorbeiströmt, um seine Gewässer mit dem stolzen Rhein zu mischen.

Es war spät im Jahre, das Weinlaub hing herab mit rothen Blättern, Regenschauer fielen und der kalte Wind wurde immer stärker; es war nicht die erquicklichste Zeit für die Armen. Die Tage wurden finster und noch finsterer war es drinnen in den alten kleinen Häusern. Eins von diesen lag da mit dem Giebel zur Straße gewandt, mit niedrigen Fenstern; arm und gering war es anzusehen, und so war auch die Familie, die es bewohnte, aber brav und fleißig und mit Gottesfurcht in der Schatzkammer des Herzens. Noch ein Kind wollte der liebe Herrgott ihnen bescheeren; die Stunde war da, die Mutter lag in Schmerzen und Noth; da drang zu ihr hinein vom Kirchenthurme ein Glockenklang so tief, so festlich, es war eine feierliche Stunde und der Glockenklang erfüllte die Betende mit Andacht und Glauben; ihre Gedanken erhoben sich so innig zu Gott und in derselben Stunde gebar sie ihr Söhnchen und fühlte sich so unendlich froh. Die Glocke im Thurme schien ihre Freude über Stadt und Land hinauszuläuten und zwei klare Kinderaugen sahen sie an und des Kleinen Haar glänzte, als sei es vergoldet. Am finstern Novembertage wurde das Kind mit Glockenklang in die Welt eingeführt; Mutter und Vater küßten es und in ihre Bibel schrieben sie ein:

„Am zehnten November 1759 gab Gott uns einen Sohn," und später wurde hinzugefügt, daß er in der Taufe die Namen: Johann Christoph Friedrich erhalten habe.

Was sollte aus dem Kleinen, dem armen Kinde von Marbach werden? Ja, das wußte Niemand damals, nicht einmal die alte Kirchenglocke, obgleich sie hoch hing und geklungen und gesungen hatte für Den, welcher einst das herrlichste „Lied von der Glocke" singen sollte.

Und das Kind wuchs heran und um ihn herum wuchs die Welt. Zwar zogen die Eltern nach einer andern Stadt; aber liebe Freunde blieben in dem kleinen Marbach zurück und daher kamen auch Mutter und Sohn eines Tages dort zum Besuche. Der Knabe war kaum sechs Jahre alt; er wußte aber schon etwas von der Bibel und den frommen Psalmen, er hatte schon manchen Abend von seinem Rohrstühlchen den Vater Gellerts Fabeln und den Gesang vom Messias vorlesen hören; heiße Thränen hatten er und die zwei Jahre ältere Schwester geweint, als sie lesen hörten von Dem, der zu unser Aller Heil den Tod am Kreuze erlitt.

Bei dem ersten Besuche in Marbach hatte sich die Stadt nicht besonders geändert, es war ja auch nicht gar lange her, seitdem sie fortgezogen waren; die Häuser standen wie früher mit den spitzen Giebeln, den schiefen Wänden und niedrigen Fenstern; auf dem Friedhofe waren neue Gräber hinzugekommen und dort, hart an der Mauer, stand jetzt unten im Grase die alte Glocke. Sie war von ihrer Höhe heruntergefallen, hatte einen Sprung bekommen und konnte nicht mehr läuten; eine neue hatte ihre Stelle eingenommen.

Mutter und Sohn waren auf dem Friedhof eingetreten; sie standen vor der alten Glocke und die Mutter erzählte ihrem Kinde, wie die Glocke mehrere Hundert Jahre ihr Werk verrichtet hatte, wie sie zur Kindtaufe, zur Hochzeitsfreude, und zur Beerdigung geläutet, wie sie von dem Feierjubel und dem Feuerschrecken gesprochen, ja wie die Glocke ein ganzes Menschenleben ausgesungen

hatte, und nie vergaß der Knabe, was die Mutter erzählte, es klang wieder in seiner Brust, bis daß er es als Mann aussingen mußte. Und die Mutter erzählte ihm, wie diese alte Glocke ihr selbst in der Stunde der Angst Trost und Freude zugeläutet hatte, und gesungen und geklungen hatte, als ihr liebes Söhnchen ihr beschéert wurde. Und das Kind betrachtete fast mit Andacht die große, alte Glocke, es beugte sich herab und küßte sie, wie alt, zersprungen und hingeworfen sie auch dastand zwischen Gras und Nesseln.

Und sie blieb in der Erinnerung des kleinen Knaben, der in Armuth emporschoß. Lang und mager, mit röthlichem Haar, sommerfleckig im Gesicht, ja das war er; aber zwei Augen hatte er, klar wie das tiefste Wasser. Wie ging es ihm? Es ging ihm gut, zum Beneiden gut. Er war aus höchster Gnade in die Kriegsschule aufgenommen, in die Abtheilung, wo geringerer Leute Kinder waren, das war ja aber eine Ehre, ein Glück; er trug Gamaschen, eine steife Halsbinde, eine gepuderte Perrücke; er bekam Unterricht und der wurde ihm unter „Marsch!" „Halt!" „Front!" beigebracht. Da konnte schon was herauskommen!

Die alte Kirchenglocke, verborgen und vergessen, würde wohl einmal in den Schmelzofen geworfen werden; was würde dann herauskommen? Ja, das war nicht möglich zu sagen, und es war ebenso unmöglich zu sagen, was aus der Glocke in der jungen Brust herauskommen würde; es war drinnen ein Metall, welches erklang und in die weite Welt hinaushallen mußte und je enger es hinter den Schulmauern wurde und je betäubender das „Marsch!" „Halt!" „Front!" erschallte, desto heller klang es in der Brust des jungen Mannes und er sang es dem Kreise der Kameraden, und der Schall ging über das ganze Land hinaus. Dafür aber hatte man ihm nicht Schulunterricht, Kleider und Kost gegeben; die Nummer hatte er bekommen zu dem Stift, den er vorstellen sollte, in dem großen Uhrwerke, wohin wir alle in dem handgreiflichen Nutzen hingehören. Wie wenig verstehen wir uns selbst! Wie

sollten dann die Andern, die Besten sogar, uns immer verstehen können? Durch den Druck aber wird der Edelstein erschaffen; hier war der Druck. Sollte mit der Zeit die Welt den Edelstein kennen lernen?

Große Festlichkeit war in der Hauptstadt des Landesherrn; tausend Lampen leuchteten, Raketen funkelten. Dieser Glanz wird nur noch erneuert durch den, der damals in Thränen und Schmerzen, unbeachtet, fremden Boden zu erreichen suchte; von dem, der vom Vaterlande, von der Mutter, von allen seinen Lieben fort, oder im Strom der Gewöhnlichkeit vergehen mußte.

Die alte Glocke hatte es gut; sie stand im Schutze an der Kirchenmauer in Marbach, verborgen, vergessen. Der Wind fuhr über sie hin und hätte erzählen können, wie kalt er ihn angeweht hatte ganz kürzlich, als er von Müdigkeit erschöpft, im Walde des benachbarten Landes zu Boden sank, wie sein ganzer Reichthum und die Hoffnung der Zukunft nur beschriebene Blätter des „Fiesco“ waren; der Wind hätte erzählen können von den einzigen Beschützern, die ja Alle Künstler waren, und die sich von der Vorlesung der Blätter wegschlichen, um sich am Kegelspiel zu ergötzen. Der Wind hätte melden können von dem blassen Flüchtling, der Wochen, Monate lang in der armen Wirthstube lag, wo der Wirth tobte und trank, wo rohe Lustbarkeit herrschte, während er von dem Ideale sang. Schwere Tage, finstere Tage! Das Herz muß selbst leiden und prüfen, was es heraussingen soll.

Finstere Tage, kalte Nächte gingen über die alte Glocke hin sie empfand es aber nicht. Doch die Glocke in der Menschenbrust empfindet die Zeit ihrer Drangsale. Wie ging es dem jungen Manne? Wie ging es der alten Glocke? Nun, die Glocke kam weit weg, weiter als sie sogar von ihrem erhabenen Platze im Thurme hätte gehört werden können. Und der junge Mann, — nun, die Glocke in seiner Brust erschallte weiter hin als sein Fuß gehen, als seine Augen sehen sollten; sie sang und klang und klingt noch über das Weltmeer und das Erdenrund. Hört nun erst

von jener Glocke! Die wurde aus Marbach weggebracht, wurde als altes Kupfer verkauft und sollte im bayrischen Lande in den Schmelzofen geworfen werden. Wie und wann kam sie dahin? Das mag die Glocke selbst erzählen, wenn sie es kann, es ist nicht von großer Wichtigkeit; gewiß aber ist es, daß sie nach der Königsstadt Bayerns kam. Viele Jahre waren verflossen, seitdem sie vom Thurme herabfiel; jetzt sollte sie eingeschmolzen und mit zum Gusse eines großen Ehrendenkmals verwendet werden — für deutsches Volk in deutschem Lande! — Hört nur, wie es sich traf: wunderlich und herrlich geht es doch zu in dieser Welt! Droben in Dänemark, auf einer der grünen Inseln, wo die hohen Buchen wachsen und die vielen Hünengräber stehen, lebte ein ganz armer Knabe, der in hölzernen Schuhen ging und seinem Vater, der auf der Schiffswerfte in Holz schnitzelte, das Essen in einem alten Tuche zubrachte; dies arme Kind war der Stolz seines Vaterlandes geworden, er stellte in Marmor Herrlichkeiten dar, daß die Welt staunte, und eben ihm ward der ehrenvolle Auftrag, im Thone eine Gestalt der Größe und Schönheit zu formen, die in Metall gegossen werden sollte, das Bild Desjenigen, dessen Namen der Vater in seine Bibel eingeschrieben hatte. Und das Metall floß glühend in die Form, und die alte Glocke — ja, es dachte Niemand an ihre Heimath, an ihr hingestorbenes Läuten — die Glocke floß mit in die Form und bildete Haupt und Brust des Standbildes, das jetzt entschleiert dasteht in Stuttgart vor dem alten Schlosse, auf dem Platze, wo Der, den es vorstellt, im Leben, im Kampf und Streben, von der Außenwelt gedrückt, herumging, er, das Kind aus Marbach, der Karlsschüler, der Flüchtling, Deutschlands großer, unsterblicher Dichter, welcher da sang von dem Befreier der Schweiz und der gottbegeisterten Jungfrau Frankreichs.

Es war ein schöner, sonniger Tag. Fahnen flatterten von Thürmen und Dächern im königlichen Stuttgart, Kirchenglocken läuteten zum Fest und zur Freude; nur eine Glocke schwieg, sie leuchtete im hellen Sonnenschein, leuchtete von Gesicht und Brust

der Ruhmesgestalt; es waren grade hundert Jahre verflossen seit dem Tage, da diese Glocke im Marbacher Thurm der leidenden Mutter Freude und Trost zuläutete, als ihr das Kind geboren wurde, arm im armen Hause, der reiche Mann, dessen Schätze die Welt segnet, er, der Dichter des edlen weiblichen Herzens, der Sänger des Großen und Herrlichen: Johann Christoph Friedrich Schiller.

Kopenhagen. H. C. Andersen.

Getrost!

Wenn das am dürren Baum geschieht,
Was jetzt Dein feuchtes Auge sieht,
Dann athme ferner nicht beklommen:
Urplötzlich wird in tiefer Nacht
Auch über Dich in voller Pracht
Die Zeit der grünen Ostern kommen.

Was ihm der Regen, o das ist
Die Thräne Dir zu dieser Frist,
Befruchtet Dich mit neuen Trieben;
Getrost und wieder blühst Du bald!
Denn minder als den Baum im Wald
Wird Gott ein Menschenherz nicht lieben.

Wien. Karl Beck.

Ehret die Arbeit.

Ehre der Arbeit — des Kopfes, der Hände,
Wo sie mit Eifer sich tummelt und regt!
Wo ist das Mißgeschick, das nicht verschwände,
Wird sie mit freudigem Herzen gepflegt?

Ehre den Männern und Ehre den Frauen,
Welche mit frommem, begeistertem Muth
Darben, um Waisen Asyle zu bauen,
Rettend Bedrängte aus stürmischer Fluth.

Achtung den Männern, die offen und bieder
Wahrheit bekennen mit Mund und mit Hand,
Ernstlich erwägen das Für und das Wider,
Treu im Gemüth und klar im Verstand,

Schuldigen Pflichten mit Wärme genügen,
Handelnd und duldend als Männer besteh'n,
Nimmer der Lüge sich biegen und fügen,
Gläubigen Blickes nur himmelan seh'n.

Ehre dem Geiste, dem Wissen und Schaffen,
Das durch die Wellen zum Ziele strebt;
Muthige Segler, ihr dürft nicht erschlaffen,
Wenn auch im Sturme die Woge sich hebt!

Dürft nicht verzagen und dürfet nicht wanken,
Thürmen wie Berge sich Arbeit und Müh'n,
Aber in Demuth verehret die Schranken,
Welche die Seele der Menschen umzieh'n.

Ist nicht ein Jeder berufen auf Erden
Redlich zu wuchern mit himmlischem Pfund?
Ehret die Arbeit und besser wird's werden,
Ehret die Arbeit mit Hand und mit Mund!

Ehret die Arbeit, sie würzet das Leben,
Kräftigt den Körper und adelt den Geist,
Seht wie die Saaten sich golden erheben
Und wie der Himmel den Segen verheißt!

Würzburg. M. Graf v. Bentheim.

De herrligaste bilder häfden lade
På minnets duk; de sofva stilla än
Och tycktes drömma blott, tills Schiller sade:
«Stan up ur grafven, lefven om igen!»
Och Wallenstein på nytt slår opp sitt läger,
Till seger Gångar Gustav Adolf fram,
Befriarn Tell sin pil i handen väger,
Johanna svingar stolt sin oriflam.

Men vill du skänka tårar åt de döde
Och pröfva allt hvad känslan Gåfvast gaf:
Följ', darrande, Maria Stuarts öde,
Och Thekla still sin älsklings gömda graf.
Läs Hektors afsked, hör Amalia brinna,
Som Carlos svärma för ett dyrkadt namn,
Och se, med Hero, simmaren försvinna,
Den väntade, i Hellespontens famn.

Hvar högsint tankebild, hvar hemlig smärta,
Hvar sällhets dröm, för honom giort sin bigt.
Han kan ej dö. I hvarje ynglings hjerta
Hvar trogen tärnas lefver qvar hans dikt.
Och när, af hösten, sista löfven falla,
När sjelf du går vidålderns krycka stödd,
Du vid hans sång skall våren återkalla
Och hviska: «Jag och var i Arkadien född!»

Stockholm. Bernh. v. Beskov.

Er lebt.

Manch herrlich Bild, das einst in's Leben ragte,
Schlief ruhig nun nach seinem Erdenlauf
Und schien zu träumen nur, bis Schiller sagte:
„Entsteigt dem Grabe, lebt noch einmal auf!"
Und Wallenstein ins Lager kommt gezogen,
Und Gustav Adolph auf die Siegesbahn,
Der Wilhelm Tell nimmt seinen Pfeil und Bogen,
Johanna d'Arc schwingt muthig Frankreichs Fahn'.

Doch willst Du Thränen theuren Todten schenken,
Empfinden, was Gefühl uns Schönes gab:
So mußt Du an Maria Stuart denken,
An Thekla bei des Bräut'gams stillem Grab.
Lies Hektor's Abschied, sieh Amalie glühen,
Sieh Carlos schwärmen mit beredtem Mund
Und sieh, mit Hero, von den Strudeln ziehen
Den Heißgeliebten zu des Meeres Grund.

Jed' Hochgefühl, in Freuden oder Schmerzen,
Jed' sel'ger Traum, still beichtend, zu ihm drang.
Er kann nicht sterben! In des Jünglings Herzen
Wie in der Jungfrau lebet sein Gesang.
Und wenn im Herbst die letzten Blätter fallen,
Wenn an des Alters Stab Du wankst dahin,
Bei seinem Sang wirst frühlingswarm Du lallen:
„Auch ich war in Arkadien durch ihn!"

Aus dem Schwedischen des Bernh. v. Beeskow
von A. v. Winterfeld in Berlin.

Der Todesengel.

Finstern Blickes zieh'n die Wolken ihre feuchte Stirn in Falten,
Feuerrisse in dem Mantel, von der Blitze Strahl gespalten;
Hehrgewalt'ge Hymnen klingen, Hörner und Posaunen tönen,
Nach der hohen Veste wallet Schaar auf Schaar von Himmels-
söhnen.

Tausend, abertausend Sterne glänzen, tausend Sonnen glühen,
Die von ihren Flammenhäuptern Funken auf die Welten sprühen.
Ungezählte Engelheere stehen rings am Strahlenthrone,
Und von Sternen und von Sonnen leuchtet hell des Ew'gen
Krone.

Finster naht der Gott der Götter unter Donner, unter Blitzen,
Ueber die gefallnen Engel furchtbar zu Gericht zu sitzen,
Und verhängt die strengste Strafe über der Verruchten Einen;
Stummberedte Mitleidsthränen in den Augen, steh'n die Reinen.

Satan ballt im Grimm die Fäuste, regt die schnell gelösten
Schwingen
Und der Schluchten tiefste Gründe öffnen sich ihn zu verschlingen,
Von dem Schleier der Verdammniß ist sein Auge schon umwoben.
Einen letzten flücheschwangern Blick noch richtet er nach Oben.

Dringt durch Nebel, dringt durch Spalten, die noch in den
Wolken offen,
Und den Engel, dem's gegolten, hat ein tiefes Weh getroffen.
Leichenblässe deckt die Züge und ein schmerzliches Erinnern
Zuckt, wie Mord von tausend Dolchen, vorwurfsvoll in seinem
Innern.

Bei dem ew'gen Weltenrichter hatte er, allein von Allen,
Den verklagt, der schwerverblendet von der Demuth abgefallen.
Satans Blick hat ihn getroffen, von den Wangen wich des Rothes
Frischer Glanz. — die Menschen nennen ihn den Engel drum des
Todes.

F. L. Bösigk.

Trinkspruch zur Schillerfeier in München.

Heilig sind des Hauses Räume,
Heilig Heimathflur und Herd,
Heilig Blumen, Frucht und Bäume,
Alles was uns Gott beschert, —
Doch giebt es Eines noch was heil'ger ist
Als Haus und Herd, als selbst der Liebe Band,
Das ist — Weh jedem Deutschen, der's vergißt! —
Das ist ein einig großes Vaterland!

Wer nie fern von Haus und Herde,
Jammernd nach der Heimath, saß,
Nie geweilt auf Feindeserde,
Nie das Brod der Fremde aß, —
Wem Zorn und Trauer nie das Herz verzehrt,
Wenn er zersplittert Dich und klein erfand,
Der kennt Dich nicht, wer niemals Dich entbehrt,
Ein einiges, ein großes Vaterland!

Dich hat uns kein Schwert errungen,
Doch in trüber, trüber Zeit
Hat ein Dichter Dich gesungen,
Sein Gesang ward Wirklichkeit.
Und heute sah'n wir, was wir nie geseh'n,
Seit Deutschlands Volk zum Freiheitskampf erstand,
Wir seh'n der Einheit Banner vor uns weh'n,
Wir seh'n ein großes, deutsches Vaterland.

Und in weihevollen Weisen
Hören wir mit Jubelruf
Unsern großen Dichter preisen,
Der die deutsche Einheit schuf.
Der höchste Lohn war's in der ewigen Stadt,
Der Herrscherin der Erde, wenn man fand,
Daß Einer werth des Ruhmes sei: er hat
Sich wohlverdient gemacht um's Vaterland!

Solch ein Ruhm gebührt dem Sänger,
Der gesendet ward von Gott,
Uns zu einen, daß wir länger
Nicht der Fremde sei'n ein Spott.
Das ist's, warum sein Volk ihn ehrt und preist,
Das ist's auch, was uns festlich heut verband, —
O, sei'n wir's immer so in seinem Geist!
Ich bringe dieses Glas dem Vaterland!

Friedrich Bodenstedt.

Die Kraft- und Stoff-Philosophen.

Altangeerbten Wahnes soll sich der Mensch entledigen,
Von Gott, Unsterblichkeit und was sonst Thoren predigen.

Von höherem Ziel und Zweck im niedern Weltgetriebe,
Von einer ewigen Weisheit und einer ewigen Liebe.

Vom Schöpfer, der die Welt belebt mit seinem Hauche —
Als ob ein Mensch, der denkt, noch einen Schöpfer brauche!

Fort mit dem Glaubensunsinn der Theologenzunft!
Wir kennen keine Allmacht und ewige Vernunft.

Wir kennen nur was wechselnd uns die Natur enthüllt,
Die unbewußt und zwecklos sich ewig selbst erfüllt.

Im Anfang war der Stoff und Jahrmillionen schwanden,
Eh' aus dem Stoff der Affe, aus ihm der Mensch entstanden.

Die Kraft wohnt bei dem Stoffe, der Stoff wohnt bei der Kraft,
Das ist Anfang und Ende der ganzen Wissenschaft.

Laßt frei den Geist im Kopf, das Herz frei in der Brust sein!
Aus unbewußtem Stoff wächst menschliches Bewußtsein.

Bei dieser Logik ist uns Gott und Geist entbehrlich
Und das Unendliche im Endlichen erklärlich.

Mensch, Thier und Pflanze sind nur chemische Verbindung,
Und alles Höhere nichts als pfäffische Erfindung.

Drum laßt vom blinden Glauben an Gottes Offenbarung
Und schwört auf unsre Worte: Wir wissen aus Erfahrung:

Daß keine Kluft uns trennt vom Ochs, Kameel und Affen,
Daß wir vom gleichen Stoff und uns kein Gott erschaffen.

Der Glaube ist ein Wahn, wie das Philosophiren,
Und alles Denken nur des Hirns Phosphoresciren.

Es giebt nur Einen Glauben, Eine Philosophie:
Wir unterscheiden uns durch Nichts vom lieben Vieh!

* * *

Wer selbst nicht schaffen kann, begreift auch keinen Schöpfer —
Hat je ein Topf gekannt, der ihn geformt, den Töpfer?

Friedrich Bodenstedt.

Es treiben zuchtlose Geister.

Es treiben zuchtlose Geister
Gern mit dem Höchsten Spott —
Sie kennen keinen Meister
Und kennen keinen Gott.

Sie können nur verwirren,
Ihnen fehlt der Quell des Lichts —
Ihr Denken ist ein Irren,
Ihr Schaffen ist ein Nichts.

Dem Baum gleich und der Blume
Bedarf der Geist der Zucht,
Soll er mit Ehr' und Ruhme
Blühen und tragen Frucht.

Friedrich Bodenstedt.

Trinkspruch auf Schiller den Philosophen,

bei der Feier seines hundertsten Geburtstages in München.

Schiller pries sich am Abend seines Lebens glücklich, daß dasselbe in das Zeitalter der Idealphilosophie gefallen sei; er wußte, was er der Einkehr in das Reich des Gedankens, was er der Forschung nach der Wahrheit um der Wahrheit willen verdankte. In jenen Tagen, da er nicht blos zur eigenen Fortbildung bei Kant in die Schule ging, sondern der Selbstthätigkeit seiner Natur gemäß, zugleich producirte wo er studirte, hat der große Weise von Königsberg selber die Abhandlung über Anmuth und Würde als eine meisterhafte begrüßt, und wie die Briefe über ästhetische Erziehung erschienen, äußerte Fichte zu Wilhelm von Humboldt, wenn Schiller seine Ideen systematisch entwickle, und die Einheit seiner Weltanschauung, welche in seinem Gefühle vorhanden sei, begründe und wissenschaftlich durchführe, so sei eine neue Epoche in der Philosophie von ihm zu erwarten. Das war mit dem Tiefblick des Genius wahrgenommen. Denn wenn auch Schiller wesentlich Dichter war, gerade damals im Begriffe stand, seine Gedanken in seiner Lyrik, in seinem Wallenstein künstlerisch zu gestalten, statt sie philosophisch zu erörtern, so hatte er doch erkannt und ausgesprochen, daß die Gesetze unsres Geistes zugleich die Weltgesetze sind, er hatte das Schöne für die Ineinsbildung des Idealen und Realen erklärt, und hier haben Schelling und Hegel angesetzt, das vom Dichter angedeutete auf alle Lebensgebiete auszubreiten und systematisch durchzuführen. Bald aber hat man vielfach gemeint, der Philosophie entrathen zu können, man hat statt auf die Ideale vielmehr auf das Gegebene, das sogenannte Positive hingewiesen, als ob das wirklich Positive die vergänglichen

Dinge, die menschlichen Uebereinkömmlichkeiten, und nicht vielmehr die ewigen Gedanken, die göttlichen Principien wären! Man sollte und wollte nicht mehr fragen: was ist wahr, was ist recht, sondern was ist Ueberlieferung, was ist Satzung! Dergleichen will nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen überwunden sein. Darum lassen Sie mich in der begeisterten Huldigung, die Schiller in diesen Tagen gebracht wird, in dieser Erhebung der Gemüther nicht blos einen freudigen Ausdruck des Nationalgefühls, nicht blos die Bestätigung sehen, daß der am meisten philosophische Dichter auch der volksthümlichste in Deutschland ist, sondern daran auch die Hoffnung knüpfen, daß der Eifer für die freie und freimachende Wahrheit, der Dienst des Geistes im Leben und Wissen einen frischen Aufschwung nehme und lassen Sie in solchem Sinn uns Schillers eignen Ruf erheben: Dieses Glas dem guten Geist! Die Männer, die für ihn arbeiten, die Jugend, die ihm huldigt, sie leben hoch!

Moritz Carriere.

Der verfallene Kirchhof.

Ich kann nicht über den kleinen, nun bald gänzlicher Zerstörung preisgegebenen Johanniskirchhof in Dresden wandeln, ohne hie und da stehen zu bleiben, die alten zum Theil geschmacklosen und doch durch ihre Verwitterung, halbe Versenkung und umgebende Pflanzenwucherung, so malerischen Monumente zu betrachten, des immer neu aufkeimenden Hoffnungsgrüns über den Gräbern schwermüthig zu gedenken und an den in alten Zeiten gepflanzten, frei umhergewachsenen Bäumen, selbst an ihren noch kahlen Aesten, mich zu freuen. — Neue Kirchhöfe mit der Masse ihrer vielfältigen bunten und steifen Denkmale gereichen dem Auge, das malerische Schönheit sucht, oft zur Qual; dagegen giebt es selten etwas mehr Malerisches und mehr die Gedankenzüge einer melancholischen Phantasie Anregendes als einen so ganz alten Kirchhof, der selbst dem Begrabenwerden sich zuneigt.

Wie gleicht da die Alles verschmelzende, Alles harmonisch umfassende Natur die grellsten Gegensätze aus! Wie beseitigt sie die langweilig parallelen Linien der aufgerichteten Epitaphien, wie nimmt sie hinweg alles goldene Flitterwerk und allen bunten Putz, mit welchem eine hier wohlverzeihliche Eitelkeit noch selbst die Todtenmale umgiebt! — Im bemoosten Grün neigen dann die dunkeln Steine, ihrem natürlichen Flechtenschmuck und den angemessenen Farben der Verwitterung anheim gegeben, auf den einsinkenden Gräbern sich gegen einander; freundlich umwuchern Gräser und Kräuter die Trümmer zerfallender Platten und Urnen; alles schroff hervorgehobene Einzelne hört auf und die große einfache Harmonie eines einfachen stillen Naturlebens zieht die Gesammtheit aller besonderen Gedächtnißsteine in den einen friedlichen Schooß.

Mir kamen heute eigene Gedanken, als ich wieder dieses Bild überblickte. — Steht nicht — sagte ich mir — die Geschichte der Menschheit so über allen den einzelnen Menschen und allem ihren Wirken! — Wie arbeitet der Sterbliche nicht — und er soll so arbeiten — seine Individualität herauszubilden, das, was er als das Prägnanteste, Eigenthümlichste seiner eigenen Geistesrichtung anerkennt, mit möglichst scharfen Zügen in's öffentliche Leben einzusetzen — ja ihm seine Sonderheit auf alle mögliche Weise zu behaupten: — und wie gleicht nachher die Zeit doch daran aus, wie verwischt sie die Härten all' solcher einzelner Wirkungen, wie weiß sie aus so unzähligen, oft schroff sich widersprechenden Ansichten und Werken zuletzt eine einzige, aber allgemeine Förderung ihrer mächtigen höheren Zwecke hervorzurufen! —

Kann Etwas den Muth, sich im Ganzen zu fühlen, und die Menschen als ein Ganzes zu ehren, immerfort aufrichten und kräftigen, so sind es Betrachtungen dieser Art; und nothwendig wendet sich dann zuletzt immer wieder der Gedanke gegen jenes höhere, ewige Mysterium, von dessen geheimnißvollen Einstrahlungen allein doch eines Theils dem Einzelnen die Kraft kommt, als Individuum recht entschieden und stark sich zur Geltung zu bringen, und von dessen kosmischer ewiger Umschließung und Entschließung es dann andern Theils doch auch immer wieder bedingt wird, daß alle diese noch so unendlich verschiedenen Laute und Stimmen zuletzt durchaus in eine einzige große Harmonie der Sphären zusammentönen und in ihr dann auch wirklich erst sich vollenden! —

Dresden, im März 1854. C. G. Carus.

Theater-Rede

an Schiller's Geburtstag vor der Braut von Messina.

Stuttgart 1847.

Fast ein Jahrhundert ist dahingegangen,
Seit in der heutigen Novembernacht
Ein Stern aus unsrer Heimath aufgestiegen,
Deß goldner Glanz nun lange schon die Erde
Und dessen Namen die Geschichte füllt.
Er flammte aus den grünen Rebenhügeln
Des Neckars, aus den Mauern dieser Stadt
Mit zuckendem Kometenlicht empor
Und schleuderte in die erstaunte Welt
Die ersten Funken eines wilden Geistes,
Der, selbst entzündet, zu entzünden drohte.
Wie hätte der Titan im Himmelsturm
Die mütterlich besorgte Hand der Heimath
Auf seinem zukunftschwangern Haupt getragen
Und sich gefügt in schmerzliche Beschränkung?
Dort steh'n sie noch: er floh aus jenen Thoren
Und schien für uns verschwunden, schien verloren.

Wir haben bitter eine Schuld gebüßt,
Die nicht die uns're war. Denn da der Stern,
Zurückgekehrt zum ewigen Gesetze,
In's holde Maß der Schönheit und der Kunst,

Durch ferne Himmel freie Kreise zog
Und höher, immer höher aufwärts flog;
Da jedes Herz in seinem Strahl entbrannte,
Da ihm Europa laut als Pol erkannte,
Und das Jahrhundert, seines Lichtes trunken,
Sich vor ihm neigte; ach, da er versunken, —
Zu früh! — in fremden Fürsten-Sarkophagen:
Da stimmten wir in ihre Todtenklagen
Beschämt und stolz mit ein und durften sagen
Wie Weimar: Er war unser! Ja, er war!
Wir bauten ihm die Wiege, Ihr die Bahr'!

Und jene Schuld, ward sie nicht auch gesühnt?
Erhebt sich nicht inmitten unsrer Stadt,
Die den zurückgekehrten Lieblingssohn
Wie einen Triumphator huld'gend grüßte,
Sein Standbild, groß und ewig, gleich wie er?
Hält unser Stamm in brünstiger Verehrung
Nicht fest an ihm, ihn fest auf seiner Höhe,
Wenn ein Vandalenhäuflein der Kritik
Schon hier und da in thörichter Verblendung
An seinem Namen rütteln will und nagen!
Nein, er ist unser, wie er's war und sein wird,
Ein heiliges Gemeingut deutschen Volkes,
Doch dreimal werth und eigen seinen Schwaben,
Die ihn geschenkt und nicht verloren haben.

Wenn aber jede Hütte, jedes Herz
Bei uns alltäglich sein Gedächtniß feiert
Und seiner Werke treuen Dienst begeht,
Wie sollt' es nicht, und heute gar, dies Haus?
Das Schauspielhaus am Wiegenfest des Vaters,
Um den es weint, noch immer ein verwaistes,

Das Erbe und Vermächtniß seines Geistes?
Und wie vermögen wir den großen Tag
Zu seinen Ehren würdiger zu feiern,
Als wiederum mit ihm, durch seine Schöpfung?

So sei vor andern du heraufbeschworen
Aus reichem Kreis, seltsame Nachtgestalt,
Von klassischen Gewändern weit umwallt
Und der Romantik grünen Kranz im Haar,
Du Dichter=Räthsel, schwer und wunderbar!
In dir begegnen sich auf scharfer Mitte
Der Grieche Sophokles, Shakespeare der Britte;
Vermittelnd aber über beiden kreist,
Im Bund der Dritte, Schillers deutscher Geist.
Braut von Messina, tiefer Seelenspiegel,
Von seinem Antlitz brich des Grabes Siegel!
Braut von Messina, hohes Kunstgebilde,
Erscheine uns in ganzer Kraft und Milde!
Braut von Messina, fort die Todesschleier;
Steh auf zu Schiller's Wiegenfest und Feier!

Franz Dingelstedt.

Gnomen.

Arm ist, wer ohne Wissens-Ernte
Dasteht im Lebenskreis.
Doch ärmer noch, wer das Erlernte
Nicht anzuwenden weiß:
Er gleicht dem Baume, schlecht gepflegt,
Der Laub, doch keine Früchte trägt.

* * *

Wenn die Alten Dich einreißen
Und die Jungen bauen heißen,
Sollst den Ersten Du vertrauen,
Weil sie niederreißend bauen,
Während Junge sich verschwören
Meist zu bauendem Zerstören,
Und weil mehr der Alten Rath
Frommet als der Jungen That.

* * *

Meide sorgsam die Verkehrten;
Nicht die dummen Ueberfrommen,
Noch die sündhaften Gelehrten
Laß Dir allzu nahe kommen.

* * *

Schwebt die Zeit als Schatten jetzt
Wolkenhoch vor Deinen Blicken,
Wird sie bald vielleicht als Netz
Deine Füße dicht umstricken:
Wie als Flügel sie geschwungen
Erst den Adler himmelwärts
Und als Pfeil ihm dann gedrungen
In das stolze Herz.

Dräxler-Manfred.

Verwandlung.

Die Wogen murmeln am Meeresstrand
Die gleichen ewigen Sagen,
Der Mond beleuchtet den Dünensand,
Die Möven schreien und klagen.

Da schwindet auf einmal das weite Meer,
Die Möven senken sich nieder,
Rings knospet ein Blüthenhain umher,
Es schallen die seligsten Lieder.

Ein Garten mit duftendem Blumenflor,
Den plätschernde Brunnen durchweben,
Ist lieblich erstanden, und hoch empor
Die Lerchen darüber schweben.

Und aus des dämmernden Haines Nacht
Viel Marmorbilder erglänzen,
Die Rose und Lilie in heitrer Pracht
Und Tulpe und Primel umkränzen.

Wir aber sinken am Uferrain
Beseligt weinend nieder,
Die Sterne schauen so leuchtend drein,
Die Lüfte flüstern Lieder.

Und wo die Thräne das Gras bethaut,
Erblühen duftige Rosen,
Drin haben Vögel ihr Nest gebaut,
Die zärtlich zwitschern und kosen.

Georg Ebers.

Antediluvianisch.

Ein Märchen.

Im stillen Oceane thront
Des Meeres letzte Schlange,
Die bei der Sündfluth ward verschont
Vom großen Untergange.

Es ist des Ungeheuers Leib
Halbmeilenlang geschwungen
Und Ebb' und Fluth zum Zeitvertreib
Erzeugt's mit seinen Lungen.

Sie fühlt der langen Weile Qual,
Die letzte ihres Blutes;
Doch alle Jahr ein einzig Mal
Genes't sie bessern Muthes.

Dann wälzt sie sich vor Lust umher,
Beginnt wie jung zu springen,
Und jubelnd möcht' im weiten Meer
Sie jedes Schiff umschlingen.

Im kalten Meergrund bei Far Oer
Da haust der Riese „Kracken",
Sein Leib ist Fels, sein Alter schwer,
Basalten ist sein Nacken.

Korallen kann des Tauchers Hand
Von seinen Weichen pflücken,
Und ankern läßt sich's wie am Land
Auf seinem Inselrücken.

Im Mai ist süß der Nächte Duft,
Da taucht er auf ein Weilchen,
Haucht dreimal zärtlich in die Luft
Und bricht sich Uferveilchen.

Von seinem Glücke möcht' er dann
Dem ganzen Nordmeer sagen,
Und purzelbäumisch fängt er an
Sich hoch zu überschlagen.

Alljährlich brandet's hoch am Bord,
Da eilt auf halben Wegen
Das Riesenpaar von Süd und Nord
Zu Wasser sich entgegen.

Wie doch die Liebe treiben kann
Zu meereweitem Wandern!
Sie blicken lang sich rührend an
Und freu'n sich eins am andern.

„Getreu wie wir uns selbst, und groß
Sind unsre Heldentriebe;
Doch kinderlos und hoffnungslos
Blieb unsre alte Liebe.

„Die Welt braucht keine Riesen mehr!“
So raunt's von ihren Zähnen
Wie dumpfes Echo über's Meer,
„Gut Nacht, und laß uns gähnen.“

J. G. Fischer.

Beethoven.

Gebannt in der Taubheit Kerkerqual,
Blickt der Riese hinauf zum Aethersaal.
Den Zauber der Klänge, er hört ihn nicht,
Doch schwingt durch die Seele ihr göttlich Gewicht.
Da reißt's ihn empor mit des Schmerzes Macht
Aus des tonlosen Ohres pressender Nacht.
Und er thürmt sich Töne zu Bergen auf,
Stellt Berge zu Bergen aus Tönen drauf;
Er selbst von der Spitze des Höchsten ragt
Mit dem Haupte hinein, wo das Jenseits tagt.

Da dringt kein irdischer Laut empor,
Da öffnet sich auch des Riesen Ohr.
Und der Wandel der Sonnen — ein Klang, wie nie,
Erschließt seine ewige Melodie.
Da sitzen die Engel auf Rosenpfühlen,
Die Väter der Kunst auf goldnen Stühlen,
Und sie wiegen lange sein Haupt im Schooß,
Bis ihn all die heilige Luft umfäht,
Die durch des Himmels Tiefen weht.

Doch plötzlich rafft sich der Riese los,
Und mit Stürmen, Blitzen und Donnerschlag
Entzündet er einen andern Tag,

Stürzt die Berge mit einem Stoß in's Meer;
Die Wogen wälzen sich drüber her,
Wie über die Klippen Poseidons Rosse,
Wenn sie, gejagt von des Dreizacks Geschosse,
Heran sich werfen im lauten Schwall. —
Doch mit himmlischen Farben im Niederfall
Besprengen sie bald das beglückte Land,
Ein krystallener Thau aus des Meisters Hand.

Und der Riese sitzt wieder in Kerkerqual
Bis zu neuem Flug durch den Aethersaal.

J. G. Fischer.

Gute Stunde.

Ja, es kommen wenig Stunden,
Die man gute Stunden heißt;
Eine hat mich heut' gefunden,
Und gelabt im tiefsten Geist.

Wie ein ewig fester Bogen
Land und Meer zusammenhält,
Hat sie ruhig mich umzogen,
Eine eigne, sichre Welt.

Hat mir nicht die kleinste Weile
Mit der Frage bang gemacht,
Ob ich zu der Menschen Heile
Auch nur eine That vollbracht.

Denn sie weiß, daß unsern Saaten
Selten unsre Saat entsprießt,
Daß der Strom der Menschenthaten
Zwischen Gut und Böse fließt.

Und was Uebles sie gesehen,
Rechnet ihre Huld nicht an,
Was an Gutem ungeschehen,
Hat sie selbst hinzugethan.

Ferne liegt, was mich gebunden
Zwischen Furcht und Hoffen warf,
Dank dem Geiste guter Stunden,
Welcher keines Glücks bedarf.

Fülle ist es seines Webens,
Der so hoch die Seele führt,
Daß sie nicht die Angst des Lebens,
Noch des Todes Furcht berührt.

Alle Zweifel sind gefallen,
Sicher steht die Ewigkeit,
Und hinein in ihre Hallen
Reicht der Wipfel dieser Zeit.

J. G. Fischer.

Epigonen-Lied.

Wie bleiern ist die Luft und schwer,
Als ging vor uns die bleiche
Gestalt des vierten Heinrichs her
Und Karls des Fünften Leiche.

Wie der und der sind wir gefeit
Den Dolch am Herz zu spüren,
Und aufzustoßen vor der Zeit
Zu unsrem Grab die Thüren.

Als wie am Markt ein Hökerweib
Ihr darbendes Gehirne,
So wiegen wir zum Zeitvertreib
In hohler Hand die Stirne.

Erloschen ist die Feuerspur
Der genialen Jugend;
Ein Flämmchen Wollust züngelt nur
Im Aug' der hagern Tugend.

O gebt uns für den Geisterspuk
Das Rohfleisch alter Sitten,
Das unter ihres Sattels Druck
Die Hunnen gar geritten.

J. G. Fischer.

Geschichte und Gegenwart.

Du, die im Wirrsal dieser Tage
Sich zur Prophetin Gott ersah,
Wie hoch und ernst mit deiner Wage,
Geschichte, stehst du vor mir da!
Sibylle, der vom keuschen Munde
Das Zeugenwort der Dinge tönt,
Die mit jahrtausendalter Kunde
Des jüngsten Morgens Leid versöhnt:

Wohl hast du ewig unbestochen,
Von Zorn und Liebe nie entflammt
Den Sterblichen ihr Recht gesprochen,
Doch schmückt dich heut ein höher Amt.
Mit kühner Hand im Zeitenbuche
Aufblätternd, was von Anfang war,
Machst du mit priesterlichem Spruche
Das Weltgeheimniß offenbar.

Denn tief im Schutt bis an die Brüste,
Das Haupt vom Flugsand überschneit,
Lag schweigend wie die Sphinx der Wüste
Dein Räthselbild, Vergangenheit;
Das Auge, das an Stirn und Falten
Nur hier und dort ein Zeichen las,
Verlor, vom Nächsten festgehalten,
Des Ganzen ungeheures Maß.

Doch nun allmählich aus den Tiefen,
Die nimmermüder Fleiß durchgräbt,
Sich überdeckt mit Hieroglyphen
Des Riesenleibes Umriß hebt,
Nun in untrüglicher Gestaltung
Der Sprache Fußspur vielverzweigt
Uns der Geschlechter frühe Spaltung
Und ihren frühsten Bund uns zeigt:

Nun rollt vor dem betroffnen Blicke
In festgegliedertem Verlauf
Die Kette sich der Weltgeschicke
Wie ein vollendet Kunstwerk auf,
Nun sehn wir reifend durch die Zeiten
Das Antlitz wandelnd Zug um Zug
Des Gottes Offenbarung schreiten,
Die jeder gab was sie ertrug.

Wohl lastet über weiten Räumen
Unsichrer Dämmrung trüber Flor,
Doch wächst in Bildern dort und Träumen
Die Sehnsucht nach dem Licht empor;
Wohl stürzt was Macht und Kunst erschufen
Wie für die Ewigkeit bestimmt,
Doch alle Trümmer werden Stufen,
Darauf die Menschheit weiterklimmt.

Und wie wir so aus Nacht zum Glanze
Den Wandel der Geschlechter seh'n,
Erkennen wir — den Blick auf's Ganze —
Die Stätte, da wir selber stehn;

Wir spüren, froh des hohen Waltens,
Das jeder Zeit ihr Ziel verliehn,
Den heil'gen Fortgang des Entfaltens
Im Tag auch, der uns heut' erschien.

Und ob sich rings Gewitter thürmen
In West und Ost um unsern Pfad,
Es schwant uns, daß in ihren Stürmen
Ein gottgesandter Frühling naht;
Und aus der Kräfte dunklem Gähren
Umwittert uns geheimnißvoll
Der Hauch, der was erstarb verzehren
Und was da lebt verjüngen soll.

Da schwillt, was immer uns betroffen,
Das Herz von muth'ger Werdelust,
Da füllt ein unvergänglich Hoffen
Zukünft'gen Heiles uns die Brust;
Zum Kern des Lebens wird der Glaube,
Von dem das Kleid der Formel fällt,
Und wir verehren tief im Staube
Den Gott im Tempelbau der Welt.

Emanuel Geibel.

Ich.

Berechtigt ist auch, was ich bin,
Und werth für sich zu gelten,
Denn ruh' ich selbst als Kern darin,
Darfst Du es leer nicht schelten.
Der feige Lügner nur, der Schein,
Soll Deiner Waffe Gegner sein.

Und bin ich nicht nach Deinem Sinn
Gedrechselt und geschnitten,
Bedenke, daß ich, was ich bin,
Durch manchen Kampf erstritten.
So ward ich — und das ist mein Stolz —
Ein eignes Ich aus eignem Holz.

Denn fehlt Dir des Bewußtseins Mark
In Deines Wesens Beinen,
Bist Du ein Nichts, wie groß, wie stark,
Bist nur, was Andre meinen,
Ein Schatten, der vorüberstrich,
Kein wesenvolles Selbst, kein Ich.

Mit großen Zügen schrieb Natur
An jedes Mannes Wiege:
Sei ganz und zeichne Deine Spur
Und trage Deine Züge!
Das eben ist Dein erstes Recht:
Sei Ich, sei Herr, nicht Meinungsknecht!

Karl Georgi.

Der Alte.

Zertritt mir meine Zirkel nicht
Und laß mich, wie ich bin!
Wie jeder Stern sein eignes Licht,
Hat Jeder seinen Sinn.

Und magst du meinen Pfad nicht gehn,
Geh' deinen nur allein;
Und kannst du nicht mein Sein verstehn,
So laß es eben sein.

Nur hadre nicht und streite viel;
Was nützen Haß und Strauß?
Viel tausend Pfade und ein Ziel,
Viel Miether und ein Haus.

Grau ist mein Haupt, dahin die Kraft,
Und abgenutzt mein Stab,
Und müde such' ich und erschlafft
Nun meinen Pfad zum Grab.

Drum gehe deinen Weg und Schritt
Und brauche nur dein Licht;
Doch laß mir selbst mich und zertritt
Mir meine Zirkel nicht!

Karl Georgi.

Die Sprache.

Verstümmle nicht der Sprache Schöne,
Des Geistes holde Priesterin.
Leicht kettet an gemeine Töne
Sich der gemeine, rohe Sinn.
Nie soll die Form den Geist beschränken,
Doch sei sie ihm ein sanfter Hort.
Denn jedem schönen, reinen Denken
Bequemt sich leicht das schöne Wort.

Karl Georgi.

Der Geist.

Weil du ihn selbst nicht erkennest, den Geist, so mußt du ihn läugnen?
Wie sich dein Auge nicht sieht, siehet sich selbst nicht der Geist.

Karl Georgi.

Gemein.

Rede gemein zu Niedern,
Und du wirst erreichen,
Daß sie dir erwidern,
Wie Ihresgleichen.

Karl Georgi.

Ein Dichterhaus.

Dort steht das Haus, der schlichtsten eins im Orte,
Die sich wie Kriegerreih'n an Haltung gleichen;
Nur trägt's die Marmortafel ob der Pforte,
Wie eine Heldenbrust das Ehrenzeichen.

Ein kahler Ziegelbau mit Riegelwänden
Und steilem Giebeldach nach Landessitte;
Dir aber ist's, als ob an allen Enden
Ein milder Glorienschein den Baum umglitte.

Gemeines Weinlaub will zum Simse klettern,
Der Mauern Risse doch verbirgt's in Ranken;
So wird's zum Lorbeer, schön mit heil'gen Blättern
Am Haupt umhüllend Furchen der Gedanken.

Das Holz der Treppen, ausgetreten, enge,
Beschämt den Marmorbau vor Tempelhallen;
Wo gäb's so edler Waller fromm Gedränge,
Wie hier empor vor uns und nach uns wallen?

Wir treten ein. Uns will's die Brust umschnüren,
Als ob wir bang im Saal des Königs ständen;
Andacht und Demuth will das Herz uns rühren,
Als ob wir uns in Gottes Kirche fänden.

Wir steh'n am Pult, wo Er gedacht, gedichtet.
All' was des Schönen, Großen er gesonnen,
Hat jetzt uns übermannt und aufgerichtet,
Getränkt, geläutert aus krystallnem Bronnen.

Das Schweigen herrscht, wo einst sein Wort geklungen.
Mehr als dies Wort, nicht frei von irdscher Fehle,
Hat uns des Schweigens Geisterbann bezwungen,
Und fromm Gelöbniß keimt aus unsrer Seele.

Hier dünkt uns doppelt arm jed' ärmlich Streben,
Groß können Wen'ge, gut sein kann der Kleinste;
Des Ortes Weihe adelt uns das Leben,
Wie sie geadelt hier selbst das Gemeinste.

Der Tropfen, der aus seiner Feder spritzte,
Die Spur, die in die Dielen er getreten,
Der Strich, den er dort in die Scheiben ritzte,
Sie sind uns Feuerstapfen des Propheten.

Selbst hier das Spinngehäng' — wer möcht es missen!
Uns will der Ueberfleiß der Magd mißfallen,
Die weg den Staub gefegt, der — könnt ihr's wissen? —
Den Sohlen des Unsterblichen entfallen!

So wirkt der Todte noch! — „Welch froh Getriebe
Umgab sein Leben erst!" — O thöricht Wähnen!
Wohl schritt hier an der Muse Hand die Liebe,
Aus sel'gen Träumen stieg ein göttlich Sehnen;

Doch hielten Einkehr auch an diesem Orte
Viel dunkle Schatten und viel böse Stunden,
Da schlich die Scheelsucht lauernd um die Pforte,
Die Mißgunst hat den Weg herein gefunden.

Die Lästrung schoß in schadenfroher Wonne
Durch's Fenster her die Pfeile, ihn zu necken;
Der Neid fand jeden Flecken dieser Sonne,
Wir seh'n die Sonne jetzt in jedem Flecken. —

Hier stand sein Bett. Da hab' ich denken müssen
Des Wiegenlied's aus fernen Kinderzeiten,
Von Engelein zu Häupten und zu Füßen,
Von Engelein zum Schutz an allen Seiten.

O hätten sie bewacht auch seinen Schlummer!
Entbehrung, Sorge saßen hier als Gäste,
Zu Häupten Unmuth und zur Seite Kummer;
Krankheit war von den Engeln fast der Beste.

Doch jetzt? Ein lieblich Wunder will mich's deuchten,
Die Harfe brach, — doch tönt ihr Klang noch immer!
Der Feuerthurm sank ein, — doch blieb sein Leuchten
Und gießt auf Land und Meer noch hellern Schimmer!

Es giebt ein sonnig Land, — wir nennen's Leben,
Und eine dunkle Kluft, wir nennen's Sterben;
Doch dunkel und zerklüftet war dies Leben,
Die Sonnenzeit brach an mit seinem Sterben.

Und machtlos wird an diesen heil'gen Stätten
Das Sonnengold mit allen Schmeichellüften,
Mit allen Zauberklängen, Blumenketten! —
Das Heimweh zieht uns zu den dunklen Grüften.

Anastasius Grün.

Herr Nanne.

Ji ei, Herr Nanne stiggt to Per,
Wo will he eben hin?
Dar tritt sin junge Fru in Dör,
Se fichelt em umt Kinn.

„Kumm nich to lat, bi düstre Nacht,
Mi is so wunnerlich!"
Herr Nanne buckt sik dal un lacht
Un küßt er dat Gesicht.

„Puthöneken, Puthöneken,
Wa blüffst du wunnersam!
Giff du mi man en Söhneken,
Ik will noch wedder kam!

„En nüdli Dei de kop ik di,
Du schüchtern Wunnerpopp,
Un drippt mi wat, so rop ik di,
So kumm un hölp mi op!"

Herr Nanne rich sik hoch to Per,
Dar ree he eben hin;
Sin Fru de seeg em achterher,
Er weer so swar to Sinn.

Herr Nanne.

Uebersetzung von Julius Hammer.

Herr Nanne steigt zu Pferd schau, schau,
Wo will er eben hin?
Ins Thor tritt seine junge Frau,
Umschmeichelt ihm das Kinn.

„Komm nicht so spät bei düstrer Nacht,
Mir ist so wunderbang.“
Herr Nanne bückt sich herab und lacht
Und küßt ihr Stirn und Wang.

„Puthühnchen mein, Puthühnchen mein,
Was bleibst du wunderlich!
Gieb du mir nur ein Söhnelein,
Schon wieder siehst du mich!“

„Ein niedlich Ding, das kauf ich dir,
Du schüchternes Püppchen, wohlauf!
Und trifft mich was, so ruf' ich dir,
So komm und hilf mir auf.“

Herr Nanne richtet sich hoch zu Pferd,
Da reitet er eben hin;
Sein Weib die Blicke nach ihm kehrt,
Ihr war so schwer zu Sinn.

Un as dat an den Abend ging,
Da war er rein so weh;
Er düch se seeg Herr Nanne liggn
Deep inne depe See.

Un as dat Nacht un düster war,
Un schin ni Maan noch Stern,
Do dröm se rein so sunnerbar
As kun se ropen hörn.

Dat reep er to: Puthöneken!
Dat reep er: Wunnerpopp,
Nu bring du mi min Söhneken!
Nu hölp mi eben op! —

De Nacht weer kam mit Storm un Larm,
De Floth weer kam mit Wuth,
Fru Nanne sleep, en Söhn in Arm,
Ann Morgen seli ut.

Vor Dor dar kloppt en Perd un charrt,
Mit Schum in Tüg un Tom —
Gev Gott, dat se nie waken ward
Ut Slap un seli Drom.

Klaus Groth.

Und als herein der Abend brach,
Da war ihr rein so weh;
Ihr deucht, Herr Nanne läge, ach,
Tief in der tiefen See!

Und als die Nacht nun dunkel war,
Und schien nicht Mond und Stern,
Da träumte sie rein so sonderbar,
Als hörte sie rufen fern.

Da rief's ihr zu: „Puthühnchen mein!
Mein Püppchen," rief's, „wohlauf!
Nun bring du mir ein Söhnelein
Und hilf mir eben auf!"

Es stürmte die Nacht, daß Gott erbarm',
Es stürmte die Fluth mit Gebraus;
Frau Nanne, einen Sohn im Arm,
Schlief Morgens selig aus.

Vor'm Thore scharrt ein Pferd geschirrt,
Mit Schaum an Zeug und Zaum —
Gieb Gott, das sie nicht wachen wird
Aus Schlaf und sel'gem Traum!

Gefahr.

Wenn Nawers Hus an Nawers liggt,
Un Garn de stütt an Garn,
Wenn dar en Appel röwer flüggt —
Wer kann de Appeln wahrn?

Hett Anna denn de Sorg alleen?
Lütt Anna, fröh un lat?
Mutt achter ut de Porten sehn?
Mutt vör herut na Strat?

Un Nawers Söhn, de Galgenstrick!
Son Schelm is nich to trun!
De is dat de dar smitt und kikt
Un ower springt den Tun.

Un grade — geit se vor ut Dor,
So mutt he jüs to Strat,
Un grade — kumt se achter Dor,
Het se em dar to fat! —

Ach, Appeln schint so roth, so roth,
Wer hö't se vor de Dev?
Ach, Kinner ward so grot, so grot,
Wer hö't se vor de Lev.

Klaus Groth.

Gefahr.

Uebersetzung von Julius Hammer.

Wenn Nachbars Haus an Nachbars liegt,
Und Garten stößt an Garten,
Wenn da ein Apfel herüberfliegt,
Wer kann die Aepfel warten?

Soll denn allein klein Anna stehn
In Sorgen immer rege?
Muß hinten aus der Pforte sehn
Und vorn heraus am Wege!

Und Nachbars Sohn, der Galgenstrick!
Wer traut dem schelmschen Jungen?
Er schmeißt und guckt und hat geschickt
Den Zaun bald übersprungen.

Und grade — geht sie vorn vor's Thor,
So muß er just zur Straßen;
Und grade — kommt sie hinter's Thor,
Hat sie ihn dort zu fassen.

Ach, Aepfel haben rothen Schein,
Wer hütet sie vor Dieben?
Und Kinder bleiben nicht stets klein,
Wer hütet sie vorm Lieben?

Am Strom.

Die Weiden flüstern leise,
Es zieht der Strom in Ruh,
Sie werfen seiner Reise
Manch Blättlein grüßend zu.
Die Eichen auf dem Damme
Verklärt das Abendroth,
Das wie mit lichter Flamme
Um ferne Thürme loht.

Wie Welle folgt auf Welle,
Sich sanft gesellig regt,
Und in des Abends Helle
Den ganzen Himmel trägt!
O finge, gleich den Wogen,
Mein Herz die Rosen auf,
Die dort am Himmelsbogen
Umblühn der Sonne Lauf!

Doch das Geschick verhängte
Der Seele Spiegel mir;
Sie kennt, die vielbedrängte,
Nicht ros'ger Bilder Zier.
Ich mag am Strom nicht weilen,
Hier werd' ich nimmer froh,
Fort muß die Woge eilen,
Fort eilt das Leben so!

Und nimmer darf sie fragen,
Wo ihre Ruhestatt;
Und nimmer darf sie klagen,
Wenn sie vom Wandern matt;
So ungefragt, gewaltsam,
Zum unbestimmten Port,
So treibt sich unaufhaltsam
Das eigne Leben fort!

Nacht wird's am Himmelsrande,
Der letzte Schein erblaßt;
Gespenstig droht im Sande
Der knorr'ge Weidenast.
Es scheint, der Strom hat eben
Das Licht hinweggespült,
Wie ein verlornes Leben,
Das sich durch Schatten wühlt.

Wie mich die Zweige streifen
Hier an des Ufers Rand,
Herauf, heruntergreifen
Mit geisterhafter Hand!
Und so auf dunklen Wegen,
Von wüstem Spuk verlacht,
Eil' ich in Hast entgegen
Dem Grau'n der Mitternacht!

Rudolf Gottschall.

Die Römerstraße.

Die Sonne sinkt; die Gluth des Tages schwand.
Auf denn, Geselle, nimm den Stab zur Hand
Und nach dem Mahl, das labend uns erfrischte,
Folg' nun in jenes Waldes Laubgemach
Der Römerstraße Spuren mit mir nach,
Die längst im Saatgefild der Pflug verwischte!

Wir schreiten, komm nur, erst den Fluß entlang,
Dann rechts hinauf des Weinbergs steilen Gang,
Und wieder links, durch den Kartoffelacker.
Da schallt schon, horch, der Wipfel dumpf Gebraus,
Als lachten sie ob unsrer Hast uns aus:
„Ei, alte Knaben, lauft ihr noch so wacker?"

O kühler Hauch, der fächelnd uns berührt!
Der Pfad, der breit hier durch die Büsche führt,
Wie lockt er an, froh plaudernd fortzuschreiten.
Doch Nicht'ges nur erringt sich mühelos!
Wir müssen durch des Dickichts rauhen Schooß,
Durch Dorn und Disteln uns den Weg erstreiten!

Frisch auf! Hinein in's grüne Blättermeer,
Und setzt es sich mit Stacheln auch zur Wehr,
Wir dringen durch! — Und sieh, in Waldesmitten
Wallähnlich hebt das Erdreich sich empor;
Wir sind zur Stelle! — Hier ward Busch und Moor
Vom Straßenzug der Römer einst durchschnitten!

Nun wächst Gestrüpp, ja mächt'ges Bauholz drauf;
Des Gießbachs Wuth zerriß des Dammes Lauf,
Den stahlgepanzert einst Legionen traten;
Ihr Heerweg war es! — Grabe nur hinein,
Rings triffst du festen, wohlgefügten Stein,
Sie bauten für die Dauer, Rom's Legaten!

Der hier im Busche lag, den Meilenstein,
Den mauerten beim Friedhofthor sie ein! —
Du sahst ihn wohl! — Und dort bei den drei Buchen
Dort war ein Brunnen! — Sieh noch heut den Strahl
Durch Steingeröll und Trümmer dünn und schmal,
Im Sand versickernd sich den Ausweg suchen!

Vor Jahren fand man eine Inschrift dort —
Sie schleppten in's Museum gleich sie fort —
Die angab, Cajus Flavius Carbo hätte,
Ein alter Kriegsmann, diesen Quell gefaßt
Und Wandrern, müde von des Tages Last,
Ihn fromm geweiht zur kühlen Ruhestätte.

Auch einer Steinbank Reste, Röhrenblei,
Backsteine, Scherben, Münzen allerlei
Grub Forschergier aus diesem Trümmerhaufen;
Die Quelle aber, die mit hellem Klang
In's Marmorbecken einst hier niedersprang,
Die ließen sie wie vor im Sand verlaufen.

Warum auch sollt' sie nicht? — Kein Fußtritt schallt
Mehr auf der Römerstraße durch den Wald;
Verkehr und Handel nahmen andre Wege.
Wer suchte Labung noch an ihrem Rand,
Als nur der Vogel, zieht er über Land,
Das scheue Reh dort aus dem Wildgehege!

Es geht auf Erden eben Alles hin! —
Ich aber, unweltläufig wie ich bin,
Und mehr daheim in Büchern als im Leben,
Ich sitz' hier oft und koste gern vom Quell,
Der niederträuft vom Steine klar und hell,
Und lasse wirre Träume mich umweben!

Und weißt du, was ich oft schon hier gedacht,
Und was mir immer wiederkehrt mit Macht,
So oft auf diesen Trümmern ich gesessen?
Der Dichter denk' ich, deren Liederschall
Erweckt vordem der Herzen Wiederhall,
Und die bis auf den Namen nun vergessen.

Nicht jene Großen, die da Strömen gleich,
Fortrauschen ewig durch der Bildung Reich,
Des Ideals unsterbliche Propheten;
Die mein' ich, die da waren, was wir sind,
Die Ruhm erwarben und auch Ruhm verdient,
Doch, Kinder ihrer Zeit, mit ihr verwehten!

Die, wie der Quell hier, Tausenden vielleicht
Von müden Wandrern Labung mild gereicht,
So lange Wandrer noch des Weges kamen,
Und die versiegt, wie hier der Quell im Sand,
Seit andre Ziele Geist und Bildung fand,
Und Zeit und Leben andre Wege nahmen.

Die, wie der Quell hier, bricht auch dünn und schmal
Aus Schutt und Steingeröll nur mehr sein Strahl,
Erquicken könnten heute noch und laben,
Wär' nur zerstört die Römerstraße nicht,
Wär' nur des Waldes Dickicht nicht so dicht,
Wär's anderswo nur leichter nicht zu haben.

Das ist es! Wen die Zeit trägt, reißt sie fort,
Heut geht die Straße hier und morgen dort,
Dort öffnet sie, verschüttet hier die Quellen. —
„Heut grüner Lorbeer, morgen dürres Laub,
„Heut frische Rose, morgen welker Staub!"
So rauscht es, Zeitenstrom, aus deinen Wellen.

„Leb' heut, streb' heut, sieg' heute" rauschen sie,
„Was du nicht heute hast, das hast du nie!
„Gebrechen dir des Genius höchste Gaben,
„So brauch', die dir geworden, wie ein Mann,
„Genieße, was dein Streben dir gewann,
„Und frage nicht, was wird, wenn du begraben!" —

Das ist es, was so oft ich hier gedacht
Am Römerbrunnen in des Dickichts Nacht;
Hier lernt' ich still mein Haupt dem Schicksal neigen! —
Doch komm nur, — Abend dämmert um uns her,
Und überm Moor wallt Nebel grau und schwer —
Komm, laß in's Thal gemach uns niedersteigen! —

Friedrich Halm.

Das Schillerhäuschen zu Loschwitz.*

Ein goldner Maitag brachte gute Zeichen
Im Jahre fünf und fünfzig unsrer Zeit;
Wie küßt' er warmen Hauchs die jungen Eichen,
Wie wob er mild der Linde grünes Kleid!
Die Bäch' im Wald, die Quellen in den Gründen,
Wie jauchzten sie und sprangen fessellos,
Dem Strome sich, dem starken, zu verbinden,
Der durch die Landschaft wogte ruhig groß!

Und fünfzig Jahr zurück — — ein ernster Frager
Schien da der Mai, wie blühend auch geschmückt:
Er stand in Leid an einem Todeslager,
Zu dem er sinnend sich herabgebückt.
„Gern wär' ich oft gegangen und gekommen,"
So haucht' er leis, „eh' ich dich so gesehn,
Du bleicher Held, der Abschied hat genommen,
Und doch beklagen kann ich nicht dein Gehn!"

„Du schiedest jung, im Herzen reiche Fülle,
Sah'st deinen Freund nicht vor dir fortgewandt,
Und nicht in seiner finstern Trauerhülle
Sah'st du das schwergeschlagne Vaterland.

* Auf den Vorschlag des Verfassers dieses Gedichts wurde zur Erinnerung an Schiller's fünfzigjährigen Todestag am „Schillerhäuschen" in Loschwitz bei Dresden eine Gedenktafel errichtet und zugleich zum Andenken an die Freundschaft zwischen dem Dichter und Körner, dem damaligen Besitzer des anmuthigen Weinberggrundstücks, eine Eiche und Linde gepflanzt. S. Jahrb. d. Sch.-Stiftg. 1. Bd. 1857.

Dein letztes mächt'ges Lied, das auszusingen
Versagt geblieben, dein Demetrius,
Welch' Zeugniß noch gewalt'ger Adlerschwingen,
Welch' Testament des höchsten Genius!"

Die jüngre Welt gedachte jener Stunde:
In Maienwonn' am heitern Elbestrand
Gab sie von ihrer Pflicht und Liebe Kunde
Und sprach in's Weite, was sie tief empfand;
Sprachs an der kleinen, denkenswürd'gen Klause,
In die ihn gern der Geist zu dichten trieb,
Und wo er, Gast in seines Körners Hause,
Das Hohelied der Jugendfreundschaft schrieb.*

Hier pflanzten eine Eiche wir und Linde,
Damit das Paar, ein freundlich Sinngebild,
Verwandte Zweige liebetraut verbinde,
Ob jed' auch in verschiedner Bildung schwillt.
„Nun wachset," riefen wir, „im Himmelssegen,
Nun wachset und erstarket und gedeiht
In Bergesluft, in Sonnenschein und Regen,
Und seid ein Denkmal bis in fernste Zeit!"

Seit jenem Tage weilte, tief ergriffen,
Wohl mancher Waller an dem heil'gen Ort,
Rief manche Stimme von des Stromes Schiffen:
„Das Schillerhäuschen seht, — dort ist es, dort!"
Oft hört' ich's selbst auf pilgervollem Decke,
Von dem mein Blick so gern die Höhen schaut,
Denn werth ist mir die schöne Uferstrecke,
An der ich mir ein klein Asyl gebaut.

---

* Bekanntlich schrieb Schiller während seines Aufenthalts im Körnerschen Hause am Don Carlos.

Und oftmals grüßt' ich jene beiden Bäume,
Die mitzuweihen mir vergönnet war,
Und wechselnd zogen bang' und lichte Träume
Durch die bewegte Brust mir wunderbar,
Wenn über mir des Dampfes schwarze Fahne
Sich in den blauen Himmel schwang hinein,
Als ob sie hastig einen Weg sich bahne,
Zu läutern sich im goldnen Sonnenschein.

Ist dies dein Bild nicht, dunkles Weltgetriebe?
Wie wallst du kraus und heiß! Und doch — und doch!
Empor stets wieder mußt du nach der Liebe,
Dich zu erlösen von dem eignen Joch;
Mußt, brennen dich des Erdenstrebens Sohlen
Vom hast'gen Lauf, dir Lindrung deiner Qual,
Dir neue Flügelkraft von droben holen,
Von droben dir erflehn — dein Ideal!

Laß nimmer diesen heil'gen Drang dir rauben!
Und du, mein herrlich großes Vaterland,
Halt' du vor allem fest an diesem Glauben,
Bleib', o du Herz der Welt, ihm zugewandt!
Die höchste Sendung von den Völkern allen
Ward dir zu Theil; dir ist das schwerste Loos,
Doch auch das glorreich schönste dir gefallen, —
O, wahr' es treu — dir selber treu — im Schooß!

So dacht' ich wieder in des Maien Tagen,
Da ich an jener Höh' vorüber fuhr;
Das breite Thal lag herrlich aufgeschlagen,
Ein sinnvoll Blatt im Buche der Natur.

Welch' eine Fülle, welch ein heitres Streben,
Welch' ein Zusammenwirken kräftig schön!
Welch mannichfaltig reiches Blüthenleben,
Und doch, welch' ein erhabnes Eingetön!

Die Eich' und Linde dort, — in sicherm Frieden
Stehn sie zusammen, keine fragt und grollt:
„Warum bist du nicht ich? Warum verschieden
Von meiner Art, die mir Natur gezollt?"
Sie reichen sich die Händ' in festem Bunde,
Und wenn heran ein wilder Sturmwind fährt:
Vereinigt stehn sie stark auf gleichem Grunde,
Der ihre Wurzeln, ihre Stämme nährt!

Wenn aber einst nach aberfünfzig Jahren
Um dieser Bäume Paar zu neuem Fest
Sich Die, die nach uns kommen werden, schaaren,
Dann rauschts vielleicht wie Dank durch das Geäst:
Daß unsre Zeit, so tief und schwer gespalten,
Zu Zorn und Argwohn ruhelos geneigt,
Doch an den reinen Sternen festgehalten,
Nach denen Schiller ernst und groß gezeigt!

Julius Hammer.

David und Goliath.

Diesen Riesen zu tödten, war leicht für den muthigen Hirten,
Welcher, im Schleudern geschickt, sicher versandte den Stein.
Schwerer fand er es schon, den Todten des Haupts zu berauben,
Doch es gelang ihm zuletzt durch den verdoppelten Streich.
Aber dem Letzten erliegt er, er soll es dem König ja bringen,
Und nun schleppt er sich todt an der gewaltigen Last.

Friedrich Hebbel.

Zu Schiller's Aufenthalt in Bauerbach.

In einem Briefe vom 27. März 1783 spricht Schiller der Frau von Wolzogen die Besorgnisse aus, welche die in Aussicht gestellte Ankunft „eines gewissen Herrn" in ihm errege. Ganz Meiningen vermuthe schon jetzt, daß „dieser Ritter (unter welchem Namen Schiller bekanntlich in Bauerbach aufgetreten war) nicht der sei, für den er sich ausgebe." Es sei um so mehr zu fürchten, daß jener Herr, der von den Verhältnissen ziemlich unterrichtet sei, wenn er nach Meiningen komme und von dieser geheimnißvollen Persönlichkeit höre, den eigentlichen Sachverhalt entdecke, als schon jetzt die Meininger „wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen."

Dieser „vorige" Herzog kann kein anderer sein als der Herzog Karl von Meiningen, welcher am 21. Juli 1782 gestorben war. Wir wissen, daß Frau von Wolzogen schon damals, als Schiller wegen seines Ausflugs nach Mannheim (Abreise 25. Mai 1782), um seine Räuber aufführen zu sehen, von dem Herzog Karl von Würtemberg vierzehn Tage auf die Hauptwache in Arrest geschickt wurde, dem Freunde ihres Sohnes ein Asyl in Bauerbach zusagte. Obige Aeußerung Schiller's scheint nun zu beweisen, daß sie für nöthig hielt, den Fürsten, in dessen Lande Bauerbach lag, schon damals von ihrer Absicht in Kenntniß zu setzen. Ein (mit Sicherheit anzunehmender) Brief der Frau von Wolzogen brachte also schon im Juni oder Juli 1782 kurz vor dem Tode des Herzogs Karl von Meiningen die erste Nachricht von Schiller's möglicher Weise bevorstehender Ankunft in Bauerbach nach Meiningen.

Aber trotz Schiller's Befürchtungen und trotz dem, daß Herzog Karl, wie es scheint, die Mittheilung nicht vollständig geheim ge-

halten hatte, blieb des Dichters Incognito doch im Allgemeinen vollkommen gewahrt. Dafür spricht, denke ich, ein Gedicht, welches von Koburger Seite als Antwort auf Schiller's im Meiningischen Wochenblatt (1783. 5. Stück) abgedruckte Satyre „Wunderseltsame Historie ꝛc.“ erschien. Diese Antwort, der doch gewiß mancherlei Nachforschungen vorausgegangen, hat keine Idee von Schiller's Autorschaft, sondern hält mit voller Bestimmtheit den damaligen Meiningischen Hofprediger J. G. Pfranger für den Verfasser der „Historie,“ einen Mann von Gelehrsamkeit, ästhetischer Bildung und feinem Sinn für Poesie, dessen ganze Weise zu denken und zu dichten aber, wie sie sich in seinem „Mönch vom Libanon“ (3. Aufl. 1817) so liebenswürdig ausspricht, mit dem übermüthigen Ton der Schiller'schen Satyre nichts gemein hat.

Von der Beschaffenheit der Koburger Antwort zur Probe die beiden letzten Strophen:

Als Miterb' von dem Fürstenthum
  That Sanherib das Seine,
Er schickte den Befehl herum
  Und stellte auf die Beine
So viel von seinem Contingent
Als nöthig war zu diesem End.

Dies hätt' ein jeder Fürst gethan
  Bei einem Trauerfalle.
Stirbt Josaphat, geht's wieder an:
  Fürst Sanherib und alle,
Die mit dem Fürsten sind verwandt,
Vertheilen sich in dieses Land.

Eher könnte man allenfalls bei einem andern durch die Schiller'sche Satyre hervorgerufenen, derselben secundirenden Gedicht an Pfranger als Verfasser denken. Dasselbe ist in der Manier des „Deutsch-Franzosen“ geschrieben und führt den Titel:

Die Obligation für üpsche Poesie,
Die vor 8 Tagk kestand in die Gazett allih.
(Meining. wöchentl. Nachr. 1783. VI.)

Die ersten Verse lauten:

Monsieur! Sie sey viel obligirt,
Sie ahb vortrefflichk amusirt
All' Leut, die reckt attent keweß,
Ahls sie mit viel Plaisir kelehß
Von kroße Er, der nit vor langk
Sick ehn charmante Dam' kelangk,*)
Allehn die kute große Er
Werd bald von böß Malheur beschwer,
Die Monsieur Tod mit langk Pallasch ꝛc.

Doch ist auch hier durchaus nichts bezeugt und das Gedicht, welches in der angedeuteten Manier die Schiller'sche Satyre paraphrasirend begleitet, kann ebenso gut von Reinwald oder irgend einem Andern verfaßt sein.

Wenn Palleske (1, 260) aber von einer „kurzen Abfertigung" der Koburger Antwort in den Meininger Nachrichten spricht, die wahrscheinlich ebenfalls von Schiller herrühre, so irrt er sich: eine solche existirt nicht. Ich habe wenigstens in dem ganzen Jahrgang 1783 keine Erwähnung jener Koburger Antwort gefunden. Vielleicht liegt eine Verwechslung zu Grunde mit einem kleinen Gedichtchen, welches in derselben Nr. 5, welche die Schiller'sche Satyre enthält, abgedruckt ist, über die Koburger Todesnachrichten spottet und mit den Worten schließt:

Und übrigens schlagt todt, werft nieder;
Nur unsern Herzog trefft nicht wieder!

August Henneberger.

---

*) 1782 im November hatte sich Herzog Georg von Meiningen mit der Prinzessin Luise Eleonore von Hohenlohe-Langenburg vermählt.

Winterwanderlied.

Der Winter ist gekommen,
Der Schnee liegt überall.
Wann singst du endlich wieder
Im Erlenbusch und Flieder
Die alten schönen Lieder,
Frau Nachtigall?

Wir wandern unsre Straße,
Es stürmet und es schneit.
Wie sind so kurz die Tage,
Wie ist so lang die Plage!
Wann endet unsre Klage?
Wann unser Leid?

Doch Frühling muß es werden,
Und Frühling wird's einmal:
Die Hoffnung laßt uns hegen
Durch Reif und Schnee und Regen
Auf allen unsern Wegen
Trotz Leid und Qual!

Frau Nachtigall, komm, singe,
Sing' über Berg und Thal
Und grüß' im Sonnenscheine
Von allen Jungfrau'n eine,
Die Herzallerliebste meine,
Viel tausend Mal.

Hoffmann von Fallersleben.

Fünf Paare.

Wenn sich der Tag nach viel geräusch'gem Thun
Ermüdet sehnt, im Arm der Nacht zu ruh'n,
Wenn er, eh' er sich scheidend von uns wendet,
Die Dämmerung, die sanfte Freundin, sendet,
Daß sie des Menschen Sinn mit sanfter Hand
Beschwichtigend geleit' in's Wunderland
Gefäll'ger Phantasie: — da giebt es Stunden,
Wo wir halbträumend wähnen zu gesunden
Von tausend Leiden, die das Dasein schuf.
Wie aus der Heimath dringt ein Friedensruf
Uns bis in's Herz, viel Feinde zu versöhnen,
Es lösen Worte klingend sich zu Tönen,
Zu Melodieen wird der Zeit Gewühl,
Und jeglicher Gedanke wird Gefühl.

In solcher Stunde war's, wo mich umschwebten
Fünf Paare Seliger, als ob sie lebten,
Wie Fleisch und Blut vor unsern Blicken lebt.
Ich hab' vor ihrem Anblick nicht gebebt;
Ich hab' andächtig in mich aufgenommen,
Was mir als heil'ge Ahnung zugekommen,
Was mir wie nie gehörte Sprache klang.
So denkt sich Glaube himmlischen Gesang.

Das erste Paar verbundner Hochgestalten
Erwies sich ernst im priesterlichen Walten,
Es neigte sich vor Gottes höchstem Thron,
Und vor ihm her schwoll kräft'ger Orgelton.

Gesondert mußten diese Zwei erscheinen,
Um desto inniger sich zu vereinen.
Der Dichter hauchte Sphärenharmonie,
Die Tonkunst ward beredte Poesie,
Den Namen Händel hört' ich droben nennen,
Und Herder's Züge konnt' ich klar erkennen.

Vorüber! — Siehe da, ein zweites Paar:
Die Stirnen frei, die Augen scharf und klar,
In geist'ger Macht, fest, ohne zagend Schwanken,
Uneingeengt von der Umgebung Schranken,
Zwei Herrscher, jeglicher in seinem Reich,
So ähnlich, keiner doch dem Andern gleich.
Hier Schöpferkraft in Fülle, schwungbeflügelt,
Nur vom Verstand, dem lenkenden, gezügelt, —
Dort fleißig Streben, siegender Verstand,
Besonnen schaffend und mit sichrer Hand.
Hier Gluck, der große Ritter, Kämpe, Meister, —
Dort Lessing, jener Herzog deutscher Geister.

Jetzt schwinden diese, machen lächelnd Platz
Dem dritten Paar. Welch scharfer Gegensatz!
Ein sinnlich Regen, wo mit süßem Säuseln
Zephyre sich um Blumenbeete kräuseln,
Wo Wald und Flur mit Wonnestimme spricht,
Wo sich die Rebe um die Rose flicht.
Hier Griechenthum, verklungne Göttersagen,
(Zwar französirt in zierlichem Behagen,)
Ritterlich Epos, Zauberspuk, Humor! —
Dort Christenthum in kindlich-heitrem Flor,
Unschuld'ge Freude, fromm-naive Liebe!
So dort wie hier ein Frühling blüh'nder Triebe,

Zwei Greise, jung und fröhlich, frisch und roth,
Und fruchtbar Beide bis an ihren Tod:
Wieland und Haydn! Ihnen als Geleite
Elfen und Genien und Engel bunt zur Seite.

Nun aber bricht der vollste Mondenschein
Mir prächtig in die Dämmerung herein;
Von keinem Nebel ist er mehr verschleiert.
Welch' eine Herrlichkeit wird hier gefeiert!
Wem gilt die unermeßlich helle Pracht?
Wem schmücket sich mit solchem Glanz die Nacht?
Das ist nicht mehr des Mondes Räthselhaftes,
Das ist der Sonne Licht, und Klarheit schafft es;
Das ist die Wahrheit, frei von Qualm und Dunst,
Das ist Natur im Spiegel reinster Kunst,
Das ist die Welt, erfaßt im tiefsten Walten
Von zwei beisammen wandelnden Gestalten.
Erleuchtet sie, weil sie's umstrahlt, dies Licht?
Geht es von ihnen aus? Ich weiß es nicht.
Ich sehe nur, ich höre nur: sie geben
Lebend'ge Wahrheit, schildern wahres Leben;
Sie greifen in die Sterne weit hinauf,
Sie reißen brav der Hölle Pforten auf,
Sie deuten dieser Erde wirres Treiben,
Halbgötter, wollen sie noch Menschen bleiben,
Mozart wie Goethe! Jede warme Brust,
Die menschlich fühlt, erfüllen sie mit Lust.

Wer mag die beiden Sänger je besiegen?
Der Menschheit Gipfel haben sie erstiegen!
Seht, aus dem unerschöpflich reichen Schooß
Ringt sich ein fünftes Paar in Schmerzen los;

Ein fünftes Paar entsteigt dem Schooß der Erde,
Damit sein Leid himmlische Freude werde.
Auf unbetretner, neugebrochner Bahn
Weiß es dem Göttlichen im Geist zu nah'n,
Schmäht den Genuß, die Frucht zusammt der Schaale,
Sucht statt der Wirklichkeit das Ideale.
Der eine stürmt titanenhaft empor,
Sein Taktstab pocht an's goldne Wolkenthor,
Und ganze Ströme nie gehörter Lieder
Ergießen sich auf bange Hörer nieder.
Wie Katarakte brausend schwillt die Fluth,
Die er beschwört mit ungebeugtem Muth,
Und über solchem Brausen, Donnern, Wogen,
Wölbt sich begütigend der Farbenbogen,
Des Friedens Bild auf sturmbewegter See,
Vermittler zwischen Körper und Idee.
Beethoven ist's! Die Zweifel müssen weichen,
Er ist, Er selbst, mit Keinem zu vergleichen.
Und unvergleichbar (unverständlich auch
Für Laien) stirbt sein letzter Lebenshauch.
Doch Schiller, der wie Jener, wild in Stürmen
Begonnen, drohende Wetter aufzuthürmen,
Hat dann so eigen seine Kraft bewährt,
Daß er im eignen Feuer sich verklärt.
Von Jahr zu Jahr dem Ird'schen mehr entsagend,
Weit über andern Staubgebornen ragend,
Trug er, ein Atlas, nun das Himmelszelt
Der überirdischen Gedankenwelt.
„Tief unter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine;"
Er hinterließ ein ewig Testament,
Das ohne Ehrfurcht nie der Deutsche nennt.

Wie dann das fünfte letzte Paar entschwunden,
Hab' ich in dies Gesicht mich kaum gefunden,
Und manches, in dem Traum gehört, geseh'n,
Vermag ich nicht genügend zu versteh'n.
Noch schwieriger ist aber, auszudrücken
In todten Lettern, was mich mit Entzücken
Durchschauernd hat begeistert und berauscht,
So lang' ich jenen Räthseln still gelauscht.

Vielleicht auch war's ein Trugbild? — Und vernichtet
Gestrenges Urtheil, was ich hier gedichtet,
Mir bleibt ja zehnfach lohnender Gewinn:
Ich danke Gott, daß ich ein Deutscher bin!

Karl v. Holtei.

Beim Schillerfest.

Nach einem wirklichen Ereigniß bei Aufführung der „Karlsschüler“
auf Wallner's Theater in Berlin, am 10. Novbr. 1859.

Der Herbst lag kalt und frostig auf den Weiten,
Da fingen Festesglocken an zu läuten.

Durch dunkelfeuchte, stumme Nebelwogen
Kam der Begeist'rung Orgelton gezogen;

Und mächtig klang mit lautem Jubelschall
In allem Volk ein reiner Wiederhall.

Es galt dem Geist, der, hundert Jahr gereift,
Uns immer wieder jugendlich ergreift,

Der stark und innig mit Prophetenkraft
Der Seele Flammen schürt und Leben schafft.

Da legte man in Morgensonnenschein
Zum Dichterdenkmal froh den ersten Stein. —

Und zu der Bühne drängen sich die Massen;
Es kann der weite Raum die Flut nicht fassen.

Die Possensucht, die eitlen Narrentriebe,
Sie weichen einen Augenblick der Liebe. —

Zu ernster Freude ist dem Volk bereit
Ein Bild aus seines Dichters Jugendzeit:

Wie er mit Enge, Zwang und Qual gekämpft,
Und wie doch nie die heil'ge Gluth gedämpft,

Die heil'ge Gluth, die unbezähmbar wild,
Titanenhaft den Jünglingsbusen füllt. —

Das Herz des Hörers hat es miterlebt,
Was tief in seinem Liebling stürmt und strebt;

Und jetzt, bei seines Lebens schwerstem Gang,
Schlägt es in Furcht und Mitleid doppelt bang.

Vor seinen Fürsten tritt der Dichter hin,
Vor jenen Mann mit starrem Eisensinn;

Wer streng und stolz in straffen Formen ruht,
Verdammt die rasche schrankenlose Gluth.

Nach fremdem Maaß soll sich der Dichter regen;
Ein eh'rnes „Muß" soll er sich auferlegen.

Und was hinaus in alle Fernen strebte,
Und was den tiefsten Busen süß durchbebte,

Der Freiheit Ahnung, die sein Herz durchglüht,
Und jedes heut noch ungebor'ne Lied,

Die ganze Götterfülle von Gesichten
Soll er mit einem einz'gen Wort vernichten:

So thut sich plötzlich schwarz ein Abgrund auf
Vor einem Mann in rasend schnellem Lauf —

Gelingt's ihm noch, sich krampfhaft festzuhalten?
Muß er, am Klippenhang zerschellt, erkalten?

Der Dichter bebt — doch über Todesschlünde
Trägt ihn der Geist in frische Morgenwinde.

Da weht der Dichtung überreicher Segen
Dem ernsten Fürsten frühlingswarm entgegen.

Aus Schiller's Busen sprudelt sternenhell
Der ewigen Begeist'rung Silberquell,

Und ungetrübt von Erdendruck und Fehle,
Entfaltet sich die königliche Seele. — —

Es schweigt das Volk — und jede Stirne spürt,
Daß sie des Geistes Zauberhauch berührt. —

Doch hochbeglückt, den Dichter darzustellen,
Fühlt seine Brust der junge Mime schwellen.

Sein Auge strahlt; er reißt mit jedem Wort
Das stumme Haus nur immer mächt'ger fort. —

Da sieh, da sieh! Es scheint mit leisen Schwingen
Ein heller Glanz sich um sein Haupt zu schlingen.

Es flattert hold und lieblich auf und nieder
Mit eines Sommerfalters Lichtgefieder.

Ein Schmetterling!! — Wie kommt in Herbstesdunkel
Das leichtbeschwingte schimmernde Gefunkel?!

Er wiegt sich in dem Flammenglanz der Bühne,
Als ob ihm helle Frühlingssonne schiene,

Und tönend grüßt im weiten großen Ring
Des Volkes Jubelruf den „Schmetterling!"

Der wiegt sich, wie vom Beifallssturm gehoben,
In Kreisen endlich ganz gemach nach oben. — —

Ein Schmetterling im Herbst! — Des Zufalls Walten,
Kann es so liebenswürd'ges Bild gestalten?

Hat nicht das Auge, freudenhell entzückt,
Die Psyche selbst im Schmetterling erblickt,

Als ungetrübt von Erdendruck und Fehle
Entfaltet war die königliche Seele? —

Ist doch der Falter auch des Dichters Bild,
Den langer Zwang und bange Noth verhüllt,

Bis er die Puppe, die ihn eingeengt,
Mit heil'ger kühner Lebenskraft gesprengt,

Bis er hinauf in Aetherglanz gestiegen,
Um sich in ew'gem Morgenlicht zu wiegen.

Max Jähns.

Die Quelle meiner Lieder.

Noch fließt die Quelle meiner Lieder;
Denn ihre Quelle ist der Schmerz,
Im Herzen wogt sie auf und nieder
Bis stille steht das alte Herz.
Nur noch durch sie das Herz ich fühle,
Leis' ist sein Schlag, fort seine Kraft!
Was Wunder, wenn still steht die Mühle,
Die siebzig Jahr lang hat geschafft?

Justinus Kerner.

Liebe liebt das Licht der Sterne.

Liebe liebt das Licht der Sterne,
Liebe liebt verschwiegnen Brauch;
Liebe lebt, ein zarter Hauch! —
Lern' im Glück verschweigen, lerne:
Nacht und Sterne schweigen auch.

Gieb es nicht dem Markt der Thoren,
Gieb es nicht verwegnem Blick!
Halte scheu das Wort zurück:
Was du aussprichst, ist verloren; —
Dein ist nur verschwiegnes Glück!

In verschwiegne Herzen flüstert
Liebe gern ihr süßes Leid!
Stets geschäftig ist der Neid,
Der den holden Traum verdüstert,
Der das liebste Glück entweiht.

Sieh, es hüllt sich scheu am Morgen
In's Gewölk der Liebe Schein. —
Laß es ganz dein eigen sein!
Halt es tief in dir geborgen, —
Nur verborgnes Glück ist dein!

Wandle still mit deinem Glücke,
Denn die Welt vergönnt es nicht;
Birg dein selig Angesicht
Vor des Tages Neid und Tücke, —
Liebe liebt der Sterne Licht.

Hermann Kletke.

Aus der am 10. November 1859 zu Pforta gehaltenen Festrede.

Nach dem Grade von Popularität und Beliebtheit, deren ein Dichter und zumal ein dramatischer Dichter, zu einer gewissen Zeit genießt, darf im Allgemeinen weder sein wahres und bleibendes ästhetisches Verdienst abgemessen werden, noch dürfen wir uns zu dem Schlusse verführen lassen, der Dichter sei darum so populär und beliebt geworden, weil in seinen Werken der Geist der Nation nach seinen guten und löblichen Eigenschaften, nach seinen tiefern Regungen und höhern Bedürfnissen, nach den verschiedenen Richtungen seines ihm inwohnenden Strebens und nach dem Gange seiner geschichtlichen Entwickelung, sich gleichsam selbst und mit Wohlgefallen anschaue. Die Geschichte unserer Litteratur ist gewiß nicht arm an Beispielen, daß Schriftsteller von sehr geringfügigem und mitunter auch sehr zweideutigem ästhetischem Verdienste, Schriftsteller, die in ihren Darstellungen nur den Schwächen und Gebrechen des Publicums schmeichelten, die schiefen Richtungen und die krankhaften Neigungen ihrer Mitwelt beschönigten und es verstanden, einem beengten, verkümmerten und schwunglosen Leben der Wirklichkeit durch die Mittel der dramatischen Kunst den Schein gemüthlicher Behaglichkeit anzubilden, längere oder kürzere Zeit sich der höchsten und allgemeinen Gunst in Deutschland rühmen konnten. Allein war diese Gunst von Dauer, erfreut man sich noch an ihren Werken, wie ehemals, und stehen sie selbst noch beim Volke in lebendigem Andenken? Früher oder später hat sie alle das Loos getroffen, bei den Einsichtsvolleren in Verachtung zu verfallen und bei dem großen Publicum in Vergessenheit zu gerathen, oder höchstens nur

gelegentlich hin und wieder in dessen Erinnerung zurückgerufen zu werden.

Dagegen sind nun bald achtzig Jahre verflossen, seitdem Schillers Name in unserer Literatur aufging, bald achtzig Jahre, während welcher er sich in der Liebe der Nation, deren Herzen ihm gleich bei seinem ersten Auftreten so voll und warm entgegenschlugen, nicht nur behauptet, sondern immer mehr und immer tiefer befestigt hat. Dies Festhalten an dem geliebten Dichter, diese Begeisterung für ihn, welche die Zeit nicht hat abschwächen können, welche vielmehr mit den Jahren, mit den großen Erlebnissen, der fortgeschrittenen Bildung und mit den manichfaltigen Erfahrungen der Nation während eines so langen Zeitraums sich nur steigernd gekräftigt hat, kann ihrer allgemeinsten Bedeutung nach allein daraus abgeleitet werden, daß die Nation in ihm wirklich das gefunden hat und findet, worin sich ihr Geist in jenen oben angedeuteten Beziehungen selbst anschaut und freudig anerkennt.

Ich muß es mir versagen, die verschiedenen Punkte in Schillers Leben, in seinem Charakter und in seinen Schriften, die bei einem tieferen Eingehen in diese seine Bedeutung für uns in Betracht kommen würden, auch nur nacheinander flüchtig zu berühren; nur einen einzigen will ich aus ihrer Zahl herausheben. Seine Besprechung erscheint mir vorzugsweise angemessen, wie für diesen Ort und für einen großen Theil dieser Versammlung, so auch für die Zeit, in der wir leben, für die allgemeinen vaterländischen Verhältnisse, unter denen wir die heutige Festfeier begehen.

Schiller war nicht, wie sein großer, ihm während der letzten zehn Jahre seines Lebens innig befreundeter Zeitgenosse, Goethe, ein Schooßkind des Glücks; er war auch nicht, wie dieser, seiner angeborenen Natur nach ein Dichter in der höchsten und vollsten Bedeutung des Worts. Den Gang seines äußern Lebens bezeichnen von früher Jugend bis auf lange hin Widerwärtigkeiten aller Art und harte Kämpfe mit rauhen und drückenden Verhältnissen; unbegütert wie er war, lasteten oft schwere Sorgen auf ihm; gesund

war er nur in seiner Jugend; als sich die Vollkraft seines Geistes eben zu entwickeln begann, verfiel er in eine gefährliche Krankheit; von der er sich nie wieder ganz erholte, deren häufig wiederkehrende Anfälle ihm die schönsten Jahre seiner Häuslichkeit und seines dichterischen Schaffens zu den schmerzvollsten machten. Als er aus der Periode des Sturmes und Dranges getreten war und der Poesie auf eine Zeit lang den Rücken wandte, war der Glaube an sein Talent in ihm wankend geworden; er warf sich auf die Geschichte, er ging von ihr zur Philosophie über und die ernstesten Studien füllten seine Zeit und ließen ihn an das Dichten nicht mehr denken. Erst als nach dieser angestrengten Geistesarbeit das Freundschaftsbündniß mit Goethe sich angeknüpft hatte, regte sich wieder der poetische Trieb in ihm und mit Sehnsucht blickte er in eine Welt zurück, aus der er sich freiwillig verbannt hatte. Aber Goethe's schöpferschem Genius gegenüber zagte er noch immer, zu ihr die Rückkehr zu nehmen; er wagte nicht, jenem Triebe Folge zu leisten und sich des Freundes dichterischer Thätigkeit beizugesellen. Er stieg erst in die Tiefen seiner dichterischen, innersten Natur hinab, um sich da die entscheidende Antwort auf die Frage zu holen, in wie weit er Dichter sei und mit welcher Aussicht er den Wettkampf mit Goethe eingehen könne, eine Frage, über die ihm weder Humboldts noch Körners ermunternder Zuspruch weggeholfen hatte. Auch hier mußte er sich den beruhigenden Bescheid erst *erarbeiten*. Die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, die aus dieser Selbstprüfung hervorging, die Briefe, die er um dieselbe Zeit an Goethe schrieb, in denen er ihre beiden Dichternaturen so wunderbar treffend und so schön gegen einander nach ihrer Eigenthümlichkeit abmaß, enthoben ihn endlich allem Zweifel an sich selbst: mit neubelebter Kraft, mit neuem Muth, mit frischer Zuversicht kehrte er zur Dichtung zurück. Durch kleinere Gedichte bildete er sich von der Philosophie die Brücke zu ihr und der Wallenstein wurde vorbereitet. Aber noch manches Jahr verging unter schwerer und harter Arbeit, bevor er den mächtigen Stoff bewältigen und

dieses einzige Werk zum Abschluß zu bringen vermochte. Es ist dafür auch in mehr als einer Beziehung nicht allein die großartigste, sondern auch die charakteristischste unter allen seinen Dichtungen geworden. Er hatte sich mit ihm die Würde unsers ersten dramatischen Dichters und das freie Spiel seiner poetischen Kräfte in der Bewältigung jedes neuen dramatischen Stoffs erarbeitet.

Ja erarbeitet durch die Energie seines vor keinem Hinderniß irgend welcher Art gebrochenen Willens; das ist der Ausdruck, wenn wir's kurz bezeichnen wollen, wie er sich der poetischen Mittel bemächtigte und wie er sie mit genialer Freiheit zu handhaben lernte, durch die er in der letzten, fruchtreichsten und schönsten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit wirkte. Belege dazu sind seine historischen und philosophischen Schriften, seine Studien an den Werken der altclassischen Poesie, soweit ihm der Zugang zu ihr offen stand, seine Beschäftigung mit Shakspeare, seine Vorarbeiten zum Wallenstein und das allmähliche Werden dieser Dichtung, endlich — worin wir ihn noch jetzt bei seinen Arbeiten gleichsam belauschen können — seine Briefe an Körner, an Humboldt, an Goethe. Sein äußeres Leben war viel zu zurückgezogen von der großen bewegten Welt, viel zu arm an manichfaltigen und bedeutenden Anschauungen, als daß er daraus die Umrisse und Farben der Gebilde hätte entnehmen können, die uns aus seinen geschichtlichen Dramen in plastischer Rundung entgegentreten; aus Büchern mußte er sich mühsam aneignen, aus der eignen Brust mußte er schöpfen, was ihnen Gehalt und Charakter verleihen, was sie beseelen, was sie in dramatische Bewegung setzen sollte.

Leuchtet somit Schiller als erhabenes Vorbild Allen vor, denen es um Erreichung eines hohen, würdigen Zweckes im Leben ernstlich zu thun ist und kann insbesondere der Jüngling, der auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst ein höheres Ziel in's Auge gefaßt hat, bei dem Erstreben desselben von seinem Beispiele sich ermuthigen und innerlich kräftigen lassen, wenn der Weg nicht geebnet vor ihm liegt und die Ungunst der Verhältnisse seine Schritte jeden

Augenblick zu hemmen droht, so stellt sich unser Dichter auch in seinem Charakter und in seinem Lebensgange der Nation zu ihrer freudigen Genugthuung und zu ihrem gerechten Stolz, als einen Hauptvertreter einer ihrer eigensten und schönsten Tugenden dar — der Lust an und der Ausdauer in der Arbeit. Zugleich aber wird der Gebildetere, der mit der Entwickelungsgeschichte unserer Litteratur und ihres Einflusses auf das geistige Gesammtleben der Nation etwas näher bekannt ist, in ihm gerade denjenigen unter unsern großen Schriftsteller erkennen, in dessen geistiger Arbeit sich im besondern und vorzugsweise die wunderbare und durchaus einzige Bildungsweise unserer neuern Litteratur überhaupt verfolgen und anschaulich machen läßt. Und dies, meine ich, bezeichnet vor allen Anderen, wie im allgemeinsten, so im besondersten Sinne den Charakter Schillers als Nationaldichter: das deutsche Volk fühlt oder ahnt, daß seine große, geistige Gesammtarbeit seit anderthalb Jahrhunderten mit ihren Errungenschaften, sich in der besondern Geistesarbeit dieses Mannes einmal energisch zusammengeschlossen und gegipfelt hat.

A. Koberstein.

Dreierlei Liebe.

Es ritten Husaren, es waren ihrer Drei,
Sie ritten zum Tode, 's war ihnen einerlei.
Sie ließen daheim im Lande zurück,
Was Jeder so nannte sein bestes Glück,
Sein Hab und sein Gut und sein Liebchen dazu;
Es rief sie der König, 's ließ ihnen keine Ruh.

„Was Jeder von uns daheime läßt,
Er nennt es sein Höchstes, sein Schönstes, sein Best'.
Leb' wohl, leb' wohl, du allerliebste Maid;
Das Vaterland will es, es gehet zum Streit.
Und sterb' ich und kehre nie wieder zurück,
So hast du gelobt: Du kennest kein Glück,
Hast nie nach einem Andern geschaut,
Bist mir bis über das Grab getraut!
Leb' wohl, treu Liebchen, ade, ade,
Daß ich dich drüben nur wiederseh'!"

Der Eine spricht es. Der Zweite lacht:
„Ein Thor, der gleich an's Sterben gedacht!
Ich habe mein Liebchen geherzt und geküßt,
Doch hat sie mir nie was geloben gemüßt.
Wir waren jung Blut, wir hatten uns lieb,
's kam über uns wie in der Nacht der Dieb.

Und bin ich Soldat nun und zieh' in's Feld:
Weiß nicht, wie bald mir 'ne andre gefällt.
Und will sie nicht warten, so mag sie frei'n,
Wenn einer zum Kind der Vater will sein.
Die Trompete klingt trara, trara!
Hei hussa, lustig, die Feinde sind da!"

Der Dritte seufzt mitten im Donner der Schlacht:
„Sie hat mich verschmäht, sie hat mich veracht't.
So komm denn, Tod; sie hat kein Gefühl!"
So stürzt er sich wild in's Kampfgewühl. —

Doch wie die Sonne nach blutiger Nacht
Das Feld bescheint, da hält die Wacht
Der Dritte nur, die andern Zwei,
Sie liegen todt vor ihm, getroffen vom Blei.
„Ich hätte statt Euer sterben gesollt,
Da mir allein das Leben grollt!
Mit Euch hat die Liebst' es gut gemeint;
Um mich daheim kein Auge weint!"

Doch wie er nach des Krieges End'
Heimwärts zum Dorf sein Rößlein wend't,
Da hört er gar manches von Weibertreu,
Die noch viel schneller zu Ende sei.
Dem Ersten hatte sich die Braut
Bis über Tod und Grab getraut;
Doch fand sie bald einen andern Mann,
Der sie im Kummer trösten kann.
Die Zweite, — wie nun Reiche sind! —
Fand einen Vater für ihr Kind.
Der Dritte, den der Schlachtengott
Bewahrt vor Unfall und vor Tod,

Er steht verwaist; er blickt so drein,
Als sollt' es sein Allerletztes sein.

Da schlingt sich leis' um ihn ein Arm
Und drückt ihn an sich liebewarm:
„Ich schmähte dich, du warst so jung,
Doch Du bist tapfer, brav genung;
Jetzt biet' ich Dir so Haus wie Hand,
Wenn sich Dein Herz nicht von mir wandt'.
Wohl Manche giebt sich rascher hin;
Doch ist sie drum auch treu an Sinn?
Ich harrte all' die langen Jahr',
Ob mir's auch weh im Herzen war.
Er kommt wohl wieder, ist er brav:
So dacht' ich still, und sieh, es traf!
Nun prüf' Du selber, komm und schau
Haus, Hof und Heerde, — mich auch genau!"

Da weint der Bursch, da lacht er laut,
Daß ihm ein Herz so lang getraut;
Er glaubt an Gottes heilige Macht,
Die ihm das all zu Weg' gebracht.
Ein Vivat geht durch's ganze Land,
Kein besser Paar hat man gekannt.
Und wie der fünfte Junge kam,
Der König Pathenstell' annahm.
Es wächst das Glück bei Tag und Nacht:
Treu Lieb' hat alles brav gemacht.

Gustav Kühne.

Vor dem Gekreuzigten.

Der du aus die Arme breitest,
Aller Welt Erlöser bist,
Mir die Seele hebst und weitest:
Laß mich sein wie Du ein Christ.

Alle möchtest Du umfangen
Mit den Flügeln lieb und lind
Uns, — wie eng und wie befangen,
Die Dein Nachgefolge sind!

Mach' das Herz mir weit und offen,
Nicht zum frommen engen Schrein,
Laß mich lieben, laß mich hoffen,
Und so werd' ich Gottes sein.

Aller Welt gesammte Schmerzen
Seien mein, wie Du sie trägst
Und im Allerbarmerherzen
Allen Lieb' und Milde hegst.

Laß mich alle Die als Brüder
Fest umschlingen treu und warm,
Die Du selbst mit dem Gefieder
Deckst und schirmst vor Leid und Harm.

Wie Du aus die Arme breitest,
Aller Welt ein Vorbild bist,
Mir die Seele hebst und weitest:
Laß mich sein wie Du ein Christ!

Nicht wie Menschen Dich verstanden,
Nicht wie Priester Dich gelehrt,
Nein, wie Die am Kreuz gestanden,
Die Du selber Dir bekehrt.

Gustav Kühne.

Zwei Freundinnen Schiller's aus dem Jahre 1784.

Ein Vortrag, in der Festversammlung der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache am 10. November 1859 gehalten.

Die deutsche Gesellschaft, hochverehrte Versammlung, hat es sich zur Aufgabe gestellt, dem Wehen deutschen Geistes nachzulauschen, wie es so unendlich reich sich offenbart in der Sitte der Altvordern, in deutscher Sprache und deutschem Schriftthum. Wenn ihre Mitglieder in ernster Arbeit in den Schacht verflossener Jahrhunderte hinabsteigen, das reine Gold der Wahrheit zu Tage zu fördern; wenn sie in solchen Weihestunden vornehmlich an der Erforschung des Lebens und Schaffens der edelsten Deutschen zu eigner Thatkraft erstarken: dann haben sie vor Allen das Recht, das Gedächtniß vaterländischer Heroen zu feiern, und die Gedenktage der Ersten unsres Volkes sind der deutschen Gesellschaft Ehrentage. Ein alter Brauch hat bei uns den bedeutungsvollen Martinstag zum Jahresfeste geweiht, und wenn heute aller Orten im theuren Vaterlande Millionen Zungen nur Einen Namen nennen: was Wunder, daß wir nicht allein bleiben wollten, daß wir unsren Kreis den hochverehrten Gästen erschlossen, unsre Hallen und Herzen edlen deutschen Frauen eröffnet haben! Derselbe Brauch erheischt es, daß trotz aller Festesfreude Ihnen Allen Zeugniß abgelegt werde von unsrem Thun, und da mir, der Jüngsten Einem, die ehrenvolle Aufgabe zu Theil wurde, dem Ernste der Wissenschaft zu genügen, „den keine Mühe bleichet," und zugleich meinen Gedanken den Weg zu bahnen „in des Herzens heilig stille Räume," so möge das Gedächtniß des großen Schiller, Sie, hochverehrte Anwesende, geneigter machen, meinen Worten zu folgen, und, wo die Kraft mir gebricht,

Ihre Nachsicht so unendlich sein, als der Stoff des reichsten Dichterlebens. Der Ernst, den unsre Wissenschaft fordert, ist der Kampf mit dem Irrthum, mit dem Wahn. Wer aber hat alle Tage seines Daseins mehr gekämpft und gerungen mit dem Räthsel des Lebens, als unser Schiller? Wer hat diesen Kampf mit höheren Gaben geführt, als er? Wer hat die Widersprüche, die sein Geschlecht im tiefsten Innersten durchzuckten, klarer durchschaut, in reicheren Accorden besungen, als der Seher von Marbach? Der kämpfende, sehnsüchtig nach Wahrheit ringende Schiller ist das Ideal der Jugend, der Alles durchforschende, Alles durchdenkende deutsche Mann, — der Mensch, der auf dem dornenvollen Pfade des Kreuzes nach Versöhnung lechzt! Erlassen Sie mir, h. V., die weitere Ausführung dieses für heute zu ernsten, zu weiten Gedankens! Gestatten Sie mir, meine Damen, daß ich an der Hand des ringenden Schiller Sie führe in eine Zeit, in welcher der Kampf am heißesten, fast bis zur tragischen Katastrophe entbrannt war! Gestatten Sie mir, daß ich in dem Halbdunkel des Jahres 1784 dem Dichter zwei Frauenbilder zur Seite stelle, ihm innigst befreundet und geistesverwandt, die ersten Darstellerinnen der Luise, Karoline Beck und Sophie Albrecht. Und indem ich neben diesen Frauen eines Mannes gedenke, der in Schiller's Sturm- und Drangzeit dem Dichter wesentliche Dienste leistete, wird der Verlauf der Betrachtung zeigen, daß wir mit dieser Zusammenstellung an dem heutigen Tage einer Pflicht der Pietät zu genügen im Stande sind.

Wer in der tragischen Entwickelung des für Schiller so folgenreichen Jahres 1784 einigermaßen heimisch ist, der kennt die große Wichtigkeit beider Frauen als Künstlerinnen für ihn in einer Zeit, wo Alles bei dem Dichter auf dem Spiele stand; sie verliehen ja seinem Phantasiebilde Leben und Gestalt und wurden auf diese Weise die Mitschöpferinnen jener Luise, die bis auf den heutigen Tag trotz aller Angriffe des kalten Verstandes tausend und abertausend Herzen wundersam ergreift. Karoline Beck und Sophie Albrecht waren indessen für Schiller mehr; sie standen, wenn die

Kunst ihn verließ, dem Menschen nahe, weil das eigne Leben mit seinen Zerwürfnissen sie befähigt hatte, ihn zu verstehn, wie vielleicht Niemand unter seinen bekannten Jugendfreunden. Diese Männer, lauter Namen ehrenvollen Klanges, wie Petersen, von Hoven, Scharffenstein, Streicher, selbst Körner nicht ausgenommen, zeigen uns im Ganzen ein Leben ohne gewaltigen Kampf, in ruhiger Entwickelung, in stillem Verlauf. Was sie in der Folge der Jahre wurden, scheint ihnen fast schon bei der Wiege gesungen zu sein; da bricht nirgends einer jener furchtbaren Augenblicke herein, in denen wie mit entsetzlichem Ruck das ganze Dasein aus seinen Fugen gerissen wird; da bleibt der einmal erwählte Beruf ungestört des Lebens Ziel und Freude. Schiller in diesem Freundeskreis ist die Sonne in Mitten der kleineren Sterne, Allen Glanz und Leben spendend, Alle überstrahlend und dennoch Aller bedürftig, weil das Licht nach Mittheilung sich sehnt, wie die Liebe. Ganz anders jene Frauen! Sie hatten neben der Pflicht, wie Luise, wie Schiller, eine Leidenschaft, nicht einen der vergänglichen Affecte, deren zu Zeiten auch der Ruhigste fähig ist, sondern eine jener gewaltigen Leidenschaften, die den Menschen unaufhaltsam hinausreißt über die Schranken der Alltagswelt und das Kind des Genius zwingt, in dem Zauberreich der Ideale zu suchen, was die verworrene Wirklichkeit nicht zu bieten vermag. Jene Frauen sind die flammenden Meteore, die der staunenden Sonne berichten die Wundermähr von gleichem Kampf und gleicher Noth aus einer fremden Welt, die kein Auge durchdringt, aus einer Welt, uns Männern ewig fern und ewig nahe, aus der unerforschten Welt des weiblichen Herzens. Mit diesen Frauen ist Schiller zusammengeführt worden in einer Zeit, da es ihm Noth that; nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, ward unser Sänger in andere Bahnen geleitet, damit er nicht unterginge, sondern zu Deutschlands Dichterfürsten erstarkte.

Unser erstes Frauenbild führt uns in die gebildeten Kreise Mannheims, in die Gesellschaften der Frau von La Roche und des

Hofkammerraths Schwan und in eine Familie, in der deutsche Sitte und deutsche Innigkeit die einzelnen Glieder noch fest verbunden zu haben scheint, während in manchen anderen Häusern damals mit der Sprache des Nachbarvolkes französisches Wesen alles Wohl untergrub. Aus einer solchen Familie entsproß Karoline Beck. Sie war die Tochter des Hofkammerraths Ziegler und eine Freundin von Margarethe Schwan. In einfacher Haushaltung sorgfältig zu dem gebildet, was das bürgerliche Leben glücklich und angenehm zu machen im Stande ist, schien sie niemals die glänzende Laufbahn der Kunst ergreifen zu wollen. Obgleich sie in alle die kleinen Sorgen des Familienlebens frühzeitig eingeweiht wurde, vernachlässigten die Eltern dennoch keineswegs die Bildung ihres Geistes und Herzens. Sie las mit Auswahl, legte bald das feinste Gefühl für die Schönheiten unsrer vaterländischen Dichter an den Tag und zeichnete Landschaften, denen Reichthum der Phantasie nicht abzusprechen war. Zu solchen Eigenschaften kamen nicht gewöhnliche körperliche Vorzüge. Wir haben uns Karoline Beck, wie Luise Miller von dem Dichter gezeichnet wird, als eine höchst anmuthige Blondine zu denken. Ihre Stimme, äußerst angenehm, ohne vollkommen schön zu sein, riß das Herz hin durch die Innigkeit der Empfindung, deren Abklang sie war. Auf ihrem Antlitz las auch ein ungeübtes Auge ihren ganzen sanften, echt weiblichen Charakter, und ihr großes, beredtes Auge war schön und offen, wie ihre Seele. Solche Züge, wie sie einzeln und zerstreut von Zeitgenossen, die Karoline Beck persönlich kannten, uns aufbewahrt sind, erzeugen in uns die Vorstellung eines harmonischen Frauenbildes, dem der Kampf des Lebens erspart zu sein schien. So aber sollte es nicht sein! — In den gebildeten Familienkreisen unsres deutschen Vaterlandes war nämlich während des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts nicht allein Lust und Liebe zu deutschen Dichtern vielfach verbreitet, sondern es entwickelte sich auch bei nicht Wenigen ein Hang zu eigenen Versuchen in der dramatischen Darstellung. Liebhabertheater entstanden aller Orten, oft,

um das fehlende Schauspiel zu ersetzen, nicht selten, wie in Mannheim, durch die großen Vorbilder der Kunst in's Dasein gerufen. Auf einer solchen Privatbühne gab Karoline einst die Gräfin Orsina, und mit Staunen fragte die Versammlung: „Woher hat das fünfzehnjährige Mädchen das Ideal der Orsina genommen?“ — Sie trat nun öfters in befreundeten Kreisen auf; bald war die ganze Stadt voll ihres Lobes, und Künstler und Gönner der Bühne drängten sich zu ihrem Spiel. Mit jedem neuen Versuch wuchs ihre Neigung für die Kunst, entfalteten sich herrlicher ihre seltenen Anlagen, die endlich Iffland und dem Intendanten des Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, nicht verborgen bleiben konnten. Unter solchen Verhältnissen wird es begreiflich, wie in Karolinens Seele trotz der Grundsätze des Katholicismus, in denen sie aufgewachsen, die Neigung zur Leidenschaft sich steigerte und allmählich der Wunsch entstand, der Bühne ganz sich zu widmen; allein diesem Verlangen widersetzten sich anfangs mit Entschiedenheit die Eltern, in deren Augen eine Schauspielerin als excommunicirt galt. Nach langem Widerspruche wurden sie überzeugt, daß die Kunst ihre Tochter und ihre Tochter die Kunst ehren würde, und gaben ihre Einwilligung, daß Karoline die glänzende und ruhmvolle, aber unruhige und gefährliche Bahn betreten durfte. Kaum hatte sie durch diesen Schritt den Frieden des häuslichen Kreises für immer aufgegeben, so eilte die junge Künstlerin neuen Kämpfen entgegen. Auf der Bühne lernte sie Schiller's Freund, den Schauspieler Heinrich Beck, kennen und — lieben. Da Beck protestantisch war, verweigerten Karolinens Eltern lange Zeit ihre Einwilligung zu dem Ehebündniß. Endlich wurden die Liebenden vereinigt, am 8. Januar 1784, drei Tage vor der ersten Aufführung des Fiesko. Da war Karoline Beck die erste Leonore. „Nie habe ich,“ so urtheilt Iffland über ihr damaliges Spiel, „den Augenblick der Dichtung so wiedergeben sehen. Nie habe ich diese Accente wieder gehört, noch die Melodie der Liebe, wie sie in Fiesko's Gattin von diesen Lippen ertönte.“ Drei Monate später wurde Karoline ihrem Manne gegenüber, der

die Rolle des Ferdinand gab, die erste Luise. Wohl wird hin und wieder behauptet, Schiller habe beide Rollen für diese seine Freundin geschrieben; allein eine solche Annahme ist aus verschiedenen Gründen unstatthaft und zur Erklärung des der Künstlerin zu Theil gewordenen Beifalls keineswegs nöthig. Wo, wie in vielen Stellen der Scenen zwischen Ferdinand und Luise das Bühnengeschick ein getreues Abbild der Wirklichkeit war, da bedarf es keiner Voraussetzung, um eine ergreifende Darstellung wahrscheinlich zu machen. Iffland und andere Augenzeugen rühmen an dem Spiele der Karoline Beck die seelenvolle Einheit von Kunst und Natur, die es dem hingerissenen Zuschauer unmöglich machte, in ihren jugendlichen Leistungen Studium und Routine zu vermissen. Rollen sanfter, leidender Tugend, wie eben die der Leonore und der Luise, waren ihr eigentliches Gebiet. In diesen entwickelte sie ganz ihr feines, tactvolles Spiel. Trotz alles hinreißenden Feuers, in dem ihr Genius sich ankündigte, regelte sie, die denkende Künstlerin, selbst den Ausdruck des wildesten Schmerzes auf das Maß der Schönheit, und alle Gestalten, die sie schuf, trugen den Charakter plastischer Ruhe und Einfachheit. So erschien Schiller's damals achtzehnjährige Freundin auf der Bühne. An ihrem Spiel lernte er, daß der Schmerz nicht Grimasse, die Empfindung nicht Geheul zu werden braucht, um sich Bahn zu brechen zu den Herzen der Zuhörer; an ihrem Spiel lernte er jene Keuschheit des Gefühls, die seine späteren Frauengestalten so adelte. Und wenn er von der Bühne in ihren häuslichen Kreis sich begab und sie dort beobachtete, wie sie den Morgen der Kunst widmete, den Nachmittag den Sorgen für ihre kleine Häuslichkeit, den Abend der Familie und den Freunden, und wenn er sie antraf, die Stelle der Blanca im „Julius von Tarent" lernend und zugleich das Weißzeug ihres Mannes ausbessernd, und wenn nun trotz aller kleinlichen Angelegenheiten des Alltagslebens Blanca nicht vernachlässigt, nicht stiefmütterlich, sondern mit hinreißender Leidenschaft und liebenswürdiger Weiblichkeit ausgestattet wurde: dann erkannte er, daß das Herz des Weibes einen

Zauber in sich schließt, der alle Wirren des Lebens zu bannen vermag. Leider war es dem Dichter nicht lange vergönnt, dergleichen Anschauungen in seine Seele aufzunehmen. Wenige Monate nach der ersten Aufführung von „Kabale und Liebe" ergriff die Künstlerin eines jener Fieber, an dem auch Schiller unsäglich litt. Sie kränkelte immer mehr und mehr. Das Leiden wuchs. Noch einmal spielte sie auf Veranlassung eines durchreisenden Freundes ein sanftes, liebevolles, leidendes Mädchen. Das Publicum nahm das Stück auf in feierlichster Stille; man ahnte, es sei der Abschied des Lieblings. Drei Tage darauf, am vier und zwanzigsten Juli, schied sie ab mit der untergehenden Sonne. Sie ward hinweggerafft, wie Schiller in der schönsten Blüthe der Hoffnung dem deutschen Volke genommen wurde.

Wir haben jetzt unsren Dichter zu der zweiten Freundin zu geleiten und bedürfen dazu eines Vermittlers. Ich bin bei dessen Einführung des Vorwurfs gewärtig, daß ich die Tragik der Darstellung durch eine fremde Gestalt unterbreche; ich kann diesen Vorwurf um so eher über mich ergehen lassen, als auch unsren Dichter nicht selten der Tadel getroffen, er mische in die regelrechte Entwickelung der dramatischen Handlung zuweilen, lose verbunden, eine Episode des Herzens. Unser Herz aber schlägt dem Manne entgegen, durch dessen Vermittlung Schiller zu Sophie Albrecht kam. Es ist ja der erste Berliner, der kräftig handelnd in die Geschichte des Jahres 1784 eingreift, Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, der Director der damals in Frankfurt weilenden Schauspielergesellschaft. Dieses Mannes zu gedenken, an dem heutigen Tage und an diesem Orte zu gedenken, achten wir uns um so mehr verpflichtet, je weniger seine Verdienste um Schiller bisher gewürdigt worden sind. Er war der Sohn eines armen Schulmeisters, wurde nach sauer vollendetem Studium Legationssecretär in Danzig und hielt sich nach seiner Entlassung aus diesem Amte abermals in Berlin auf, wo er Lessing's Umgangs sich erfreute und mit schöner Litteratur sich beschäftigte. Zu dieser Zeit

beginnt in seinem Leben nachweislich die Herrschaft des Zufalls. Durch Zufall wurde er Dichter und schrieb in drei Tagen ein Schauspiel, in acht Tagen ein Trauerspiel. Durch einen ähnlichen Zufall wurde er etwas später in Gotha Schauspieler und in der Folge Director der kurfürstlichen Gesellschaft zu Bonn, so wie der in Mainz und Frankfurt am Main. Großmann war in Allem das Widerspiel Schiller's, leicht empfänglich für jeden neuen Eindruck, aber ohne alle Tiefe, verzagt im Unglück und unendlich übermüthig im Glück, unruhig beweglich, aber betriebsam und anstellig. Er hatte während seines langjährigen, unstäten Umherirrens in vielen geselligen Zirkeln feine Lebensart genug sich erworben, um als Mann von Welt erscheinen zu können, war dabei in der neueren Litteratur sehr belesen und selbst mit der alten wohl vertraut. Die Höhe der Kunst hat er als dramatischer Dichter nicht erstiegen; da er aber den Geschmack seines Publicums wohl zu würdigen verstand, so knüpfte er früh mit Schiller Verbindungen an, um dessen Stücke für seine Gesellschaft zu gewinnen. Moor, Fiesko und Luise Millerin durften nicht ausschließlicher Besitz der Nationalbühnen ersten Ranges bleiben; sie mußten eingeführt werden in die kleineren Residenzen, in die beschränkteren Kreise des ganzen deutschen Volkes. Dazu war Großmann, der Berliner, der Mann, und das ist seine Bedeutung für Schiller's Erstlingsdramen. Während seines unruhigen Wanderlebens führte er sie auf in Frankfurt und Mainz, in Bonn, Düsseldorf und Kassel, in den Bädern, wie in Pyrmont, in Göttingen trotz des Widerspruchs der Professoren, die um den Besuch ihrer Pandecten-Repetitionen während seiner Anwesenheit höchlichst besorgt waren; im Sturme — denn lange zu verweilen, hatte er nie Zeit — eroberte er für Schiller die Herzen des Volkes, das um Recensionen sich nicht kümmerte, so wie die Herzen der Studenten, und manch Professorenfräulein, an der Seite der Frau Mama des verbotenen Glückes sich erfreuend, barg züchtig das Auge hinter den Fächer, wenn Amalie und Leonore weinten. Je mehr Großmann, bewußt oder unbewußt, einer solchen Aufgabe

lebte, um so begreiflicher sind seine Bemühungen, nach dem Osterfeste 1784 die Bühne in Frankfurt mit Schiller's neuestem Stücke zu eröffnen. Sein Eifer wurde mit Erfolg gekrönt. Auch das Publicum war auf den bevorstehenden Genuß genügend vorbereitet; Goethe's Mutter hatte sogar die große Neuigkeit noch am ersten Ostertage an Fritz von Stein mit folgenden Worten nach Weimar gemeldet: „Lieber Sohn! Ich wünschte sehr, daß Sie jetzt bei mir wären. Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe von Schiller, dem Verfasser der Räuber, — Alles verlangt darauf, und es wird sehr voll werden." So wurde der Osterdienstag, der dreizehnte April 1784, der Bühnengeburtstag von Kabale und Liebe. Das Verdienst dieser ersten Vorstellung der Luise Millerin — zwei Tage vor der Mannheimer, gebührt unstreitig dem Berliner Großmann.

Wir eilen über die nächsten drei Wochen hinweg zur zweiten Aufführung des Stücks. Zu dieser sind die Mannheimer herüber gekommen, Iffland, die Proteusgestalt, und der joviale Beil, mit ihnen Schiller. Die Herren machen eine jener Kunstreisen, wie sie durch Iffland seit der Zeit allmählich üblich wurden; denn solche Reisen nähren den Menschen und fördern den Künstler. Der dritte Mai ist da. Wir fliegen in's Theater, nach dem großen Gebäude an dem Platze bei der Allee. Da unsre Hast zu früh uns in's Parquet getrieben, so haben wir Zeit genug, die Umgebung zu mustern und unsere Blicke nach der Bühne zu richten. Noch ist sie verhüllt; aber so ein Vorhang von 1784 fesselt unsre Aufmerksamkeit. Zur Rechten gewahren wir die Schutzgöttin Frankfurts, eine weibliche Gestalt in weißem Gewande mit dem weißen Adler zu ihren Füßen. Zu ihrer Seite stehen Mercur und Apoll. In der Mitte erhebt sich ein Altar mit der Göttin Tugend, der von Genien dampfender Weihrauch dargebracht wird. Aus der Ferne naht Pallas, von Melpomene und Thalia begleitet; ihre Hand ist bedeutungsvoll nach dem Altare gerichtet. Ganz im

Vordergrunde zur Linken ruht der Flußgott Main mit der schäumenden Urne und dem Herrscherstab, und hoch in den Lüften bläst die geflügelte Fama mit langer Posaune den Ruhm der Frankfurter Bühne hinaus in alle Welt. — Wir haben genug gesehen; der vielversprechende Vorhang hebt sich endlich. Siehe da Miller! Das ist Freund Beil aus Mannheim. Zwar zürnt er; aber sein Gesicht könnte trotz all dem ein Gegengift wider den Menschenhaß sein. Was kümmern uns die ersten Scenen! Endlich kommt sie, um die wir in's Theater gegangen! — „O, ich bin eine schwere Sünderin, Vater!" — Das ist Luise, Sophie Albrecht, Schiller's erkorene Freundin! — Sie ist nicht groß; aber die edle Haltung hebt den schlanken Leib. Auf dem schön gerundeten, bleichen, interessanten Antlitz ruht tiefe Schwermuth; die etwas hohe Stirn umschlingt langes, lichtblondes Haar; aus den blauen Augen mit dem sprechenden Blick blitzt ein schwärmerisches Feuer. In der zarten, weißen, kleinen Hand hält sie das Gebetbuch. Ihr Gang ist edel, ihr Wuchs fein. Sie ist keine graziöse Schönheit; aber in diesem Auge liegt ihr ganzes Herz! Und diese Luise ist noch keine vollendete Schauspielerin; sie lebt ihrer Ausbildung in Frankfurt und hat vor einem halben Jahre zum ersten Male die öffentliche Bühne betreten. Obgleich dort auf den Brettern vor uns es um weit mehr sich handelt, als um den persönlichen Beifall, den eine einzelne Schauspielerin erntet; obgleich dort ein Kampf ausgefochten wird, tief einschneidend in die Entwickelung unsres Dichters, ein Kampf, bei dem es gilt, zu entscheiden, ob in Zukunft Schiller oder Iffland der Bühne Ideale und dem theatralischen Leben Gestalten geben soll: so lassen wir dennoch diesen bedeutungsvollen Wettlauf zwischen „Kabale und Liebe" und „Verbrechen und Ehrsucht" fallen, weil nur die Eine uns fesselt, Sophie Albrecht, weil wir wissen möchten, wie sie ist, wie sie ward, wie sie lebte und litt, um in der kurzen Frist des Frankfurter Aufenthaltes Schiller's seelenverwandte Freundin zu werden.

Sophie Albrecht ist eine jener wundersamen Frauengestalten,

wie sie uns nicht selten auf den vorbereitenden Entwickelungsstufen des Lebens großer Männer entgegentreten, in denen trotz klösterlicher Erziehung vermöge einer eigenthümlichen Anlage und unter dem Drange äußerer Verhältnisse, aber nicht ohne eigene Schuld die Harmonie des seligen Friedens, welche den Kern des weiblichen Wesens bildet, in schreiende Dissonanzen sich löst. Während sonst edle Frauen dem Manne nach dem Dichterwort als ein liebliches Geheimniß erscheinen, nicht verschlossen, nur verhüllt, wird bei solchen Naturen das angebetete Geheimniß zu einem endlosen Räthsel voll schneidender Widersprüche, und das Elysium des weiblichen Herzens zu einem wirren Labyrinthe, dessen Dunkel den schlichten Mann zurückschreckt, durch dessen Irrgänge nur ein Dichter den Ariadnefaden zu finden vermag. Er aber findet ihn, ohne ihn zu suchen, nicht im grübelnden Denken, sondern in der Unmittelbarkeit augenblicklicher Empfindung, weil er des Weibes Elend in den heißen Kämpfen des eigenen Herzens erfahren. Erklärlich sind demnach die ganz entgegengesetzten Urtheile, welche Schiller und sein Freund Reinwald über Sophie Albrecht ausgesprochen haben. Der Letztere sagt: „In ihrem Charakter ist zu viel Roman, und solcher, der mich schreckt, nicht die heftige, unwillkürliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird, und selbst der Ueberwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und Andere peinigt, und deren Ende der Tod ist.“ — Wie ganz anders lauten dagegen Schiller's Worte: „Eine vortreffliche Frau habe ich kennen gelernt, die Madame Albrecht. Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig an einander; unsre Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht

sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft." —

Sophie Albrecht stand damals etwa im sieben und zwanzigsten Jahre, war also zwei Jahre älter als Schiller. Sie war die erstgeborene Tochter des Professors der Medicin und Philosophie Johann Paul Baumer zu Erfurt. Obgleich für die genauere Kenntniß ihrer Entwickelung in den ersten Jahren ihres Lebens nur schwache Andeutungen sich erhalten haben, so möchte doch so viel mit einiger Gewißheit sich feststellen lassen, daß der Vater in seiner Erziehungsweise von der damaligen Sitte bedeutend abwich und trotz seiner Liebe zu dem Mädchen weiblichen Sinn in ihr viel zu wenig zu wecken und zu fördern verstand. Wenn ein gleichzeitiger Berichterstatter aus ihren Kinderjahren rühmt, sie sei thätig und lebhaft gewesen im Handeln, rasch, ja feurig in ihren Unternehmungen, schnell und standhaft in der Anordnung und Ausführung ihrer Spiele, so liegt in diesen Zügen die Andeutung knabenhafter Eigenthümlichkeit. Dabei wird ihr ungemeiner Muth hervorgehoben, der fast an Verwegenheit grenzte, und ihre unglaubliche Standhaftigkeit in der Ertragung der heftigsten Körperschmerzen. Und neben diesem Knabensinn, der den Vater eine Zeit lang auf den Gedanken brachte, seine Tochter studiren zu lassen, fehlten ihr nicht die Liebenswürdigkeiten des kleinen Mädchens. Sie war überaus zärtlich, im höchsten Grade mitleidig, zu maßloser Wohlthätigkeit geneigt und für Freundschaft höchst empfänglich. Durch musikalischen Unterricht die einnehmende Stimme des Kindes zu bilden und sein Gemüthsleben zu fördern, hielt der Vater nicht für nöthig; ja ihm schien den Anforderungen des Geschlechts Genüge geleistet zu sein, wenn Sophie in allen weiblichen Handarbeiten die nöthige Sicherheit sich erworben. Bei einer Geistesrichtung voll solcher Widersprüche bedurfte es nur einiger Schicksalsschläge, um die Kinderjahre des Mädchens vor der Zeit zu kürzen und sie selbst hinaus zu schleudern in die weite Welt. Und diese Schläge kamen nur zu früh. Als sie kaum dreizehn Jahr alt war, verlor sie den Vater

durch den Tod. Gleich darauf erblindete die Mutter, und Sophie, in einer Zeit, wo die treue Hüterin ihr so nöthig war, fast sich selbst überlassen, mußte sich mit aller ihrer Standhaftigkeit wappnen, um das herbe Leben zu ertragen. Wenn sie unter solchen Verhältnissen, von dem Drange der Empfindung überwältigt, einen Schritt that, der ihr ganzes ferneres Leben bestimmte, so erklärt sich dieser aus der Entschiedenheit ihres fast männlichen Gemüthes. In dem Hause ihres Vaters wohnte ein junger Mediciner, der spätere Dr. Albrecht. Ihn hatte sie im zehnten Jahre ihres Alters kennen gelernt; ihm reichte sie schon im vierzehnten im launenhaften Uebermuthe einer unklaren Früh-Liebe die Hand zum Lebensbunde; ihm folgte sie etwa im achtzehnten, als er Leibarzt eines russischen Grafen wurde, über das baltische Meer hinüber nach Reval. Was diese Ehe an äußeren Schicksalen ihr, die kaum aus der klösterlichen Enge des Hauses herausgetreten, darbieten mochte — die Gefahren von acht langen Seereisen und den Aufenthalt in der ungewohnten Fremde, — das ertrug sie mit festem Willen und ungebrochenem Körper; aber nur zu bald erwachte sie zu dem schrecklichen Bewußtsein, daß sie in den Stunden eines leichtsinnigen Wahnes die kleine Ewigkeit, die wir Dasein nennen, sich verscherzt hatte. Nun ergriffen Reue, Gram und Verzweiflung das kindliche Weib; in der Fremde schmolz der verzehrende Schmerz um das verlorene Jugendparadies zusammen mit der Sehnsucht nach der fernen Heimath, und der Mann mußte seine einträgliche Stellung aufgeben und Sophie nach Deutschland zurückführen. Als auch im Vaterlande das gleiche Weh sie verfolgte, stürzte sie sich mit männlichem Muthe in die Geheimnisse der Philosophie, um im Reiche des Gedankens zu gewinnen, was sie verloren. Vergebens! Die Wirklichkeit versagte ihr die Seligkeit, die sie suchte. Da floh sie in das Reich der Ideale, um in einem künstlichen Eden das zerrissene Dasein wenigstens zu verträumen. Nun gestalteten sich bei ihr, die vor dem fünfzehnten Jahre nie der Lectüre obgelegen, die ängstlichen Pulsschläge des gepreßten Herzens zu lyrischen Klängen, und sie sang von Lieben und Sterben; —

nun betrat sie trotz aller Abmahnung die Bühne, und die Welt erstaunte über das wundersame Spiel der jugendlichen Künstlerin, wie man über den Todesmuth eines Verzweifelnden staunt. Die tönende Lyra im Arm, den ewig frischen Lorbeer im goldenen Haar, zog sie bald triumphirend von Stadt zu Stadt; aber das tiefste Weh nagte an ihrem Herzen. Was sie liebte, wurde ihr entrissen, und als sie endlich dem Tode ihre Liebe antrug, floh der Tod ihre Umarmung. Sie war nie glücklich, so wenig als Schiller im Jahre 1784 es je gewesen.

Die beiden Frauengestalten der Karoline Beck und der Sophie Albrecht leuchten gleich Meteoren hinein in den umdüsterten Himmel jenes Zeitraums; die eine, im milden, sanften Lichte ihren Lauf vollendend; die andere, plötzlich verschwindend, wie sie emporgetaucht, um nach Jahren noch einmal den irrenden Dichter an ihre schimmernde Bahn zu ketten. Beide hinterließen dem weiblichen Geschlechte die große Aufgabe, sie zu ersetzen und ihr begonnenes Werk zu vollenden, damit, von dem Bedürfniß der Menschheit getragen, vom Zeitenstrom gehoben, im schönen Gleichklang von Männerfreundschaft und Frauenliebe unser Schiller zum Dichterheros sich entwickele. Beide hinterließen uns, den Nachgeborenen, die Aufgabe, an des Sängers Ehrentage dankbar ihrer zu gedenken, wie Er selbst nie vergaß, was er edlen deutschen Frauen schuldete. Beider Gedächtniß lebe mit seinem Namen in alle Ewigkeit! —

G. A. Kuhlmey.

Eine Gemsjagd.

Nun zieh'n die Schützen in den grünen Wald
Auf Norweg's berggeübten raschen Rossen,
Voran der König, lust'ger Hufschlag schallt,
Ihm nach in Gold und Grün die Jagdgenossen:
Zum Willkomm schickt der Wald ein hallend Rauschen,
Das Reh erschrickt, das bergan steht im Lauschen.

Und höher steigt der Weg im waldigen Reich.
Jung Tannengrün erblüht auf Moderstämmen;
Die Regenfurche kreuzt der Wechselsteig
Des Wilds am Erdhang, den die Wurzeln dämmen;
Auf starrt der Kamm, und kühlerm Wind entgegen
Geht's steil empor auf scharf gezackten Stegen.

Nun hält der Zug. O lichter Alpensaal
Voll Frieden und voll Urweltsgröße,
Das Jägerherz, es grüßt Dich tausendmal!
Rings thürmt sich Wand auf Wand in grauer Blöße,
Und hoch auf Busch und Blöcke stürzt hernieder
Gewässer, silbersprudelnd kehrt es wieder.

Das Jagdvolk, hundert Männer steh'n umher,
Welch Häuflein klein dem Riesenwall zu Füßen!
Zur Schulter schwingt der Schütze das Gewehr,
Und „Weidmanns Heil" hört hier und dort man grüßen,
Bis klimmend Alle der Stände Höh' erreichen,
Um wohlverdeckt die Schluchten zu bestreichen.

Nun wird es still und tiefe Einsamkeit
Wogt hin und her. Das Lüftchen, das noch wehte,
Wo ist es? Steh'n hier stille Welt und Zeit?
Ja Berge steh'n: doch ach, Bestand erflehte
Kein Mensch, hin fährt er, wie an Alpenzinnen
Die Wolken lautlos zieh'n und stumm zerrinnen.

Doch horch, war's nicht ein ferner Treiberruf?
Ja, näher kommt's, das ist der Hörner Schallen.
Schon klingt, berührt vom leichten Wildeshuf,
Das Steingeknatter, rasselnd die Berge hallen.
Ersehnter Ton! Und sieh', und sieh', es wenden
Die Gemsen schlank sich aus den Felsgeländen.

Sie steh'n und lauschen in die ziehenden Lüfte,
Noch andre, hochabspringend, stürzen her,
Da sind sie fort, — sie tauchten in die Klüfte;
Da wieder, zehn und zwanzig und noch mehr.
O, halt dich, Herz, du pochst in wilden Schlägen!
Was? Sichern Schuß und ungestüm Erregen?

Hurrah, der Schuß am Königsstand! Das kracht
Und rollt und donnert, die Felsen zittern und tönen,
Und gleich, als wär' das wilde Heer erwacht,
Kracht Schuß auf Schuß und Jagdhalloh und Dröhnen,
Jäh rennt das Wild, versprengt von seinen Fährten,
Es stockt, es flieht, die Kugel reißt's zur Erden.

Seht, noch ein Bock, ein starker, vielbegehrt.
Hei, was für Sätze, daß die Steine fliegen,
Hier ist er, dort! wie ein Blitz vorbei er fährt
An Knall um Knall, umsonst, er soll nicht liegen,
Fort ist er schon in unerstiegne Schluchten,
Die Blicke sinken, die ihn zornig suchten.

Vorbei die Jagd. Es liegt im gelben Scheine
Zerstreut das Wild: ist Bock es oder Geis?
Da, eins steht auf und schwanket im Gesteine,
Und röthet Laub und Moos mit Todesschweiß.
Laut rufen sich hervor die Jagdgenossen,
Den Sieger krönt das Grün der Tannensprossen.

Schon eilt herbei des Volks geschwätzige Menge,
Aus Wald und Wänden steigen sie herab,
Die Stange trägt des Wildes braun Gehänge,
Noch immer Neue laden Gemsen ab.
Der Jagdherr kommt und froh sind alle Mienen,
Viel Schützen grüßt er, die sein Lob verdienen.

Die Tafel winkt, gedeckt auf grüner Waide,
Wo Enzian blüht und rother Alpenflor.
Wie perlt der Wein! wie glänzt das Berggeschmeide,
Wie springen Lust und Lachen hell hervor!
Und nimmer müde wird ein frisch Erzählen
Von Meisterschüssen und von bitterm Fehlen.

Und leise spielt des Lüftchens Balsamwelle
Und tief aufwogend hallen die Wälder nach.
Sanft rosig glüht der Bergeshäupter Helle,
In Thälern drunten dunkelt schon der Tag.
Lebt wohl, geliebte Höh'n! ihr Wunderhallen,
Wo Alpenglanz und Gottes Athem wallen.

Franz Löher.

Der Fahnenträger.

Hoch über den Burgen im Hochgebirg weit,
Da steht er auf Felsen und schwinget zum Streit
Die Feldstandarte, die sausende Fahne;
Tief unten durch Schluchten und Wüstenei
Zieh'n Fußvolk und rasselnde Reiter vorbei
Mit mächtig erschallendem Schlachtenschrei,
Es blitzet der Speer und die Partisane.

Und wenn sie hoch oben ihn stehen seh'n,
Und seh'n seine mächtige Fahne weh'n,
So freuen sich alle die tapferen Streiter;
Sie jauchzen hinüber und ziehen vorbei
Mit mächtig erschallendem Schlachtgeschrei,
Das donnert von Bergen zu Bergen und weiter.

Treu hält er die Fahne mit eiserner Faust
Und wird sie bewahren von Feinden umbraust,
Inmitten des Kampfs, im Gewühle des Sturmes,
Und über die Mauern in siegendem Lauf
Vortragen dem stürmenden Heer und darauf
Aufpflanzen den Sieg auf den Zinnen des Thurmes.

Herrmann Lingg.

Zwei Grenzsteine.

Es ist im Orient
Ein Ort, den Geister hüten,
Dort, wo sich Asien trennt
Von Afrika's Gebieten.

Zwei Säulen ragen dort,
Zwei Grenzstein' in dem Sande,
Und zwischen beiden dort
Ein Baum im Wüstenbrande.

Der Baum steht einsam da,
Kein Sturm konnt' ihn zerstören,
Er scheint nicht Afrika,
Nicht Asien zu gehören.

Der Vorwelt Schatten ruht
In seinem aus, hier schritten
Vorbei Nomadenfluth,
Erob'rung, Glaube, Sitten.

Hier schlug der Geißelhieb
Des Pharao, hier Moses,
Cambyses, Sanherib,
Entscheid des Völkerlooses.

Von hier nach Babylon
Durchzogen Karawanen
Die Wüste, Roms Legion,
Kreuzritter, Halbmondfahnen.

Der uralt blut'ge Streit,
Der, seit sich Menschen morden,
Die Stämme hält entzweit,
Scheint hier zu Stein geworden.

Es ist, als läge hier
Das älteste Vermächtniß
Der Sklaverei dem Thier,
Der Pflanze im Gedächtniß.

Pracht, Größe, Macht ward Staub —
Den Fluch hat aufgewogen
Die Zeit, die stumm und taub
Darüber weggezogen.

Herrmann Lingg.

Nach hundert Jahren.

An eine Frau.

Ein Jahrhundert wird vorübergeh'n,
Unsre Gräber wird man nicht mehr seh'n,
Unsre Namen, was wir thun und wollen,
Alles ist vergessen und verschollen.

Menschen, deren Zorn wir feig gebebt,
Daß wir lieber ihrem Wahn gelebt,
Als im Glanz der Wahrheit hinzuwallen,
Sind im Staub gleich unserm Staub zerfallen.

Für den Traum, der nie ein Hoffen fand,
Für das Glück, das ungenossen schwand,
Wird die Welt, der wir's zum Opfer gaben,
Keinen Dank und kein Erinnern haben.

Nichts mehr lebt für uns, selbst nicht der Hohn,
Der da früge, was des Opfers Lohn?
Doch im Reich der Seelen tönt ein Klagen
Um so sündhaft Leiden und Entsagen.

Seelen, die der gleiche Ruf erfaßt,
Wie zwei Blüthen an dem gleichen Ast,
Eine Frucht zu werden der Vollendung,
Trennten sich und logen ihrer Sendung!

Ein Jahrhundert wird vorübergeh'n,
Was wir opfern, ist umsonst gescheh'n,
Doch die Geister höhrer Welten richten
Strafend unser frevelhaft Verzichten.

Hieronymus Lorm.

Philosophie des Poeten.

Was du besitzest kann ein Raub des Schicksals sein,
Was du besaßest bleibt für alle Zeiten dein.

Wohl ahnt das Menschenherz die Ewigkeit des Glücks,
Doch sie erscheint ihm nur als Gunst des Augenblicks,
Indeß der nächste Schein, sein rasch vergänglich Wesen,
Ein Schmerz ihn dünkt, von dem die Welt nie kann genesen.

Hieronymus Lorm.

Trosteslied.

Es wallt ein bleicher Pilger
Wohl hin von Land zu Land.
Sein Aug' ist thränenmüde
Und starr ist seine Hand.

Und wo er anklopft, öffnet
Man seufzend ihm das Thor,
Wohl um die Schwelle breitet
Sich thränenfeuchter Flor.

Allüberall sein Tempel —
Die Welt ist sein Altar:
Kein Ort, an dem der Pilger,
Der Schmerz, nicht heimisch war.

Doch wallt er sacht von hinnen, —
Läßt er mit sanftem Blick,
Sein Töchterlein, das holde,
Die Wehmuth, still zurück.

Sie schmiegt sich an die Seele,
Der Lilienranke gleich,
Und schmilzt die harte Klage
Zu Tönen warm und weich.

Und das vom Schmerz berührte,
Wehmuthumhauchte Herz,
Erstarkt im Glaubenstranke,
Beschwingt sich sonnenwärts.

Und hoch auf lichtren Höhen
Erschaut es offen klar,
Was im Gedrang der Tiefe
Verwirrt und dunkel war.

Der Schmerz erhöht das Leben
Und Thau der Wehmuth sprüht
In's Herz, daß schön und edel
Der Frühling draus erblüht.

Drum Gruß dir, bleicher Pilger,
Geführt von Trostesleid,
Gruß deinem Kuß, der segnend
Uns von uns selbst befreit.

Richard von Meerheim.

Des Sängers Segenswunsch.

Wer lang gekämpft mit langen Leiden,
Ein lebensmüder Schwan,
Wird gern, die Flügel hebend, scheiden,
Und steigen himmelan.

Er sagt den lichten Morgenröthen
Der Nacht von Pol zu Pol,
Der Welt und ihren Jammernöthen
Ein sanftes Lebewohl.

Verschmerzen kann er leicht den Segen,
Den hier ein Gott verleiht,
Den wonniglichen Blüthenregen
Der kurzen Maienzeit.

Nicht mit dem Schicksal wird er grollen,
Wie oft es ihn betrog.
Er lächelt ob des Wetters Rollen,
Das nun vorüberzog.

Er fürchtet nicht den tiefen Schleier
Um Wang' und Augenlicht,
Die bange Brust erhebt sich freier,
Indem er scheidend spricht:

„Verlöschen wird der Glanz des Schönen
Auf dieser Erde nie:
Mag hinter mir noch lange tönen
Gesang und Melodie!"

Johannes Minckwitz.

An Karl Wolf,

Rector am Katharinenstift in Stuttgart.

Seltsames wird von Hermippus, dem römischen Weisen, dem Pfleger
Weiblicher Jugend, erzählt, Glaubliches doch, wie mir däucht.
Hundert und fünfzehn Jahre, so lies't man, vom stärkenden Anhauch
Kindlicher Lippen genährt, lebte der treffliche Greis.
Dort in geschlossener Halle, die er zur Schule den Mädchen
Selber gegründet, auch wohl öfter im Gärtchen am Haus,
Sah man ihn Tag für Tag vom Morgen zum Abende thätig,
Bei dem bescheidenen Brod seiner Minerva vergnügt.
Rundum zu Füßen ihm saß, in pergamentenen Rollen
Lesend ein Theil, ein Theil still mit dem Griffel bemüht.
Aber der Kleineren eins hielt er in holder Umarmung
Allzeit selbst auf dem Schooß (immer das ärmste zuerst).
Goldene Sprüche der Alten und liebliche Rhythmen der Dichter,
Die es gelernt, hört' er, leis' ihm der Reihe nach ab;
Und vom Munde des Mädchens den Hauch, wie Frühlingsathem
Herzerfrischend, empfing er in die welkende Brust.
Also fristet Asklepios ihm die gesegneten Tage;
Aber der Parze zuletzt weicht auch der Himmlischen Rath.

Als er nun todt im Porticus saß, in dem steinernen Sessel,
Noch vom Mantel, den er gestern getragen, umhüllt,
Kamen aus jedem Quartiere der Stadt unmündige Kinder,
Jungfrau'n, Mütter, in Eil', edle Matronen herbei,
Ihren Hermippus noch einmal zu seh'n, den Geweihten der Götter,
Kamen und standen von fern, sonder Entsetzen, um ihn,

Ehrend so heiligen Schlaf mit Schweigen. Und einige kränzten
Mit Hyacinthen sein Haupt, Veilchen auch deckten den Schooß.
Lieblicher war nicht Homerus geschmückt von den Fingern der Musen,
Milderes „Have!" war Keinem hinunter gefolgt.

Aber wozu Dir das, mein Lykos? — Bester, versteh' mich:
Lang ist die Kunst und lang messe Dein Leben der Gott!
Zwar noch ist es nicht eben an dem gar, daß Du der Künste
Unseres Römers bedarfst: aber sie kommt Dir, die Zeit —
Laß mich's hoffen! — gewiß. Dann, wenn die Locke Dir schneeweiß
Hängt und der Bart, wer ist besser geborgen als Du?
Doch, ich seh' es im Geist, Du wirst, an Würden und Ehren
Reich, vor den Neunzigen schon heiterer Ruhe dich freun.
Still im eigenen Haus hast Du, im eigenen Gärtlein
Sitzend ein blühendes, lernlustiges Häufchen zur Hand,
Zwar längst nimmer den Enkel, doch Söhne und Töchter des Enkels
Auf den Knieen und trinkst Fülle des Lebens in Dich!

Eduard Mörike.

Anmerkung. Reinesius giebt von der Inschrift eines vorgefundenen alten Monuments Nachricht, für dessen Aechtheit er übrigens nicht bürgt. Es ist die folgende:

AESCULAPIO. ET. SANITATI.
L. CLODIUS. HERMIPPUS.
QUI. VIXIT. ANNOS. CXV. DIES. V.
PUELLARUM. ANHELITU.
QUOD. ETIAM. POST. MORTEM.
EJUS.
NON. PARUM. MIRANTUR. PHYSICI.
JAM. POSTERI. SIC. VITAM. DUCITE.

Vergl. Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Literatur. 3. Bd. Stuttg. Köhler. 1839. S. 5.

Festgruß

zum 10. November 1859.

Wir begrüßen Dich, König der Geister,
Dich, den Schirmherrn deutscher Nation.
Dich, des Gesanges gewaltigen Meister,
Dich, des Volkes geliebtesten Sohn.

Wir begrüßen Dich an dem Tage,
Wo das Herz voll Jubel schlägt,
Wo empor im Flügelschlage
Dich ein neu Jahrhundert trägt.

Reiß entzwei die Wetterwolke
Und erscheine Deinem Volke:
Wie ein Gott mit Speer und Schild,
Steht vor uns Dein Flammenbild
Wie ein Gott in seiner Kraft,
Stehst Du vor uns riesenhaft.

Ende Deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Qual und Noth,
In den Aengsten der Verwirrung
Laß uns hören Dein Gebot.

Laß in einer großen Stunde
Deinen Zauberruf erschallen,
Daß einander wir zum Bunde
In die Bruderarme fallen.

Brich entzwei des Todes Ketten
Und des Schicksals Tyrannei,
Eil' Dein Vaterland zu retten,
Und mach' unsre Herzen frei.
Friedrich Schiller — uns voran,
Dioskure, brich die Bahn!

Wir begrüßen Dich, König der Geister,
Dich, den Schirmherrn deutscher Nation,
Dich, des Gesanges gewaltigen Meister,
Dich, des Volkes geliebtesten Sohn.
Dioskure, brich die Bahn,
Friedrich Schiller, hoch voran!

Julius Mosen.

An die Dichter.

Eine Glosse als Trinkspruch für das Schillerfest.

Jubelt, Brüder, schwelgt in Wonnen,
Schiller's Geist hat sie geweiht;
Jener Irrwahn ist zerronnen:
Poesie sei tiefstes Leid.
Nicht in Weltschmerz trüb versunken
Steht die Muse starr und stumm,
Dich empfing sie wonnetrunken,
„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!"

So verhieß es uns der Meister:
Als die Erde war vertheilt,
Gab uns Gott das Reich der Geister.
Siegreich und erobernd eilt
Der Gedanke durch die Zonen,
Jedes Herz, in das er fällt,
Zu befruchten, zu belohnen,
„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Du, der durch des Lebens Mühen
Wallte mit verklärtem Haupt,
Der mit heiligem Erglühen
An das Ideal geglaubt,

Das ob Raum und Zeiten thronet,
Sieh, wie heut die Poesie
Ihren Auserkornen lohnet!
„Was den großen Ring bewohnet,
Huldiget der Sympathie."

Und wir füllen die Pokale,
Und wir rufen frohdurchbebt:
„Dieses Glas dem Ideale,
Das das Ird'sche überlebt!"
Dies zu wahren, dies zu schützen,
Ist's, was Schiller's Ruf uns heißt:
„Brüder, fliegt von Euern Sitzen!
Dieses Glas dem guten Geist!"

Mosenthal.

Germania.

(Vor einem Gemälde von Veit.)

Wie thronst du majestätisch hier
Im perlumsäumten Prachtgewande!
Du hältst empor das Reichspanier,
Den Segen aller deutschen Lande.
Es ruht das Schwert in deiner Hand,
Der Freiheit heil'ges Unterpfand,
Und Hoheit lebt in deinen Zügen,
Ein edler Stolz nach mächt'gen Siegen.

Zu deinen Füßen wallt der Rhein
Mit silberlichten blauen Wellen,
Dem wechselnd Mond und Sonnenschein
Die sagenreichen Fluthen schwellen;
Und vor Germaniens Lieblingsstrom
Ragt kühn Colonia's Riesendom,
Er giebt von Deutschland's hehrem Bunde
Begeistrungsvoll prophet'sche Kunde.

Und Ritterburgen sehen wir,
Und Rebenhaine, Eichenwälder,
Der Blumenmatten üpp'ge Zier
Und goldgereifte Erntefelder.
Ein heller Klang durchzieht die Luft,
So süß berauscht vom Blüthenduft,

Es tönet sanft wie Friedensreigen
Aus laubumkränzter Bäume Zweigen.

Da flammet plötzlich ein Komet
Aus nächtlich düstern Wolkenstreifen,
Der längst verhüllt im Westen steht
Mit blutumwallten Feuerschweifen.
Es tönt ein Ruf mit Donnermacht:
„Germania, zum Kampf erwacht,
„Versammle deine Völker Alle
„In deines Ruhms geweihter Halle!“

„Umgürte dich mit deinem Schwert,
„Umrauscht von mächt'gen Kriegsgesängen,
„Gepanzert komm und kühn bewehrt
„Mit Schlachtroß und Drommetenklängen.
„Auf Tod und Leben geht der Streit,
„Zum Völkerkampfe steh' bereit.
„Triumph! Zu neuen Siegesbahnen
„Entroll', Germania, deine Fahnen!

Elfriede v. Mühlenfels.

Schiller.

Aus der neuen Bearbeitung der „Rheinfahrt.“

— — — — — — — — — —

Du zeigst uns eine stolzere Gestalt,
O kleines Marbach, dort am Neckarstrande,
In dieser Hütte niederm Aufenthalt
Erwuchs ein Geist, deß Licht in alle Lande
Der Heimath rings gestrahlt mit solcher Gluth,
Daß rings es leuchtete mit hellem Brande.
Er ließ voll Freiheitslust, voll Schönheitsmuth,
Voll Liebesandacht seine Dichtung strahlen,
In stolzer Rhythmen mächt'ger Wogenfluth,
Und Deutschland jauchzte seinen Idealen.

Als junger Riese brach er schon entzwei
Manch Vorurtheil in der Gesellschaft Sumpfe,
Die Noth der Zeit entpreßte ihm den Schrei,
Der in den Räubern uns so düstre, dumpfe
Und wüste Laute ruft, der sich so wild
Dann in Kabal' und Liebe an das stumpfe,
Und blöde Volk gewendet, welcher schwillt
In dem Fiesko trotzig und verhalten.
O Friedrich Schiller, mächtig Dichterbild,
Wohin, wohin, gedenkst du zu gewalten?

Aus jener Luft, die drückend dich erstickt,
Ergriff dich plötzlich ein unendlich Sehnen,
Dir Tröstung suchend hast du hingeblickt
Zur Götterwelt der herrlichen Hellenen.
Zwar vom Olympos locktest du sie nicht,
Das kann der Glaube nur zu thuen wähnen.
Wer glaubt an sie? Doch Schönheit, Klarheit, Licht,
Maß, Regel, Kraft im Denken und Gestalten
Hast du gewonnen dort für dein Gedicht;
Vor Allem lehrten Milde dich die Alten.

Und mit den Augen freud'ger Menschlichkeit,
Sah'st du seitdem in Leben und Geschichte,
Du reiches, edles Herz. Seit jener Zeit
Erwuchsen dir im Geiste die Gedichte,
Die, Muster stolzer Seelenschönheit, hell
Die Welt durchstrahlen mit ureignem Lichte.
Don Carlos, edelster Gesinnung Quell,
Marie Stuart, Messina's Braut, Johanne,
Jungfrau von Orleans, Wallenstein und Tell —
Weß Adel mißt sich diesem deutschen Manne?

O Herz, das für die ganze Menschheit schlug,
Für ihre Freuden, ihre Leiden offen,
Das in die Wonne höh're Wonne trug,
Das weinte, wo ein herber Schlag getroffen,
Das Balsam schuf, zur Schönheit hingewandt,
Das stets gemahnt, auf Freiheit froh zu hoffen;
O schönes Herz, so hat kein Herz gebrannt,
Drum wirst du mit dem Herzen auch gelesen;
Was du erschufst, entzückt das deutsche Land,
Doch strahlst du mehr durch das, was du gewesen.

O daß zu früh der Tod dich hingerafft,
Eh' du die lichten Höhen noch erklommen,
Nach denen mehr und mehr die Dichterkraft
Den freien, kühnen Adlerflug genommen;
Daß oft das Leben scharf dich eingeengt,
Daß trüb in Sorgen oft dein Geist geschwommen!
Jetzt ruhst du in der Fürstengruft. Es drängt
Das Volk sich an das Mal. — Die Zeit ward Richter. —
O Heil, wer nach dem Tod solch Lob empfängt,
Das Lob des edelsten der deutschen Dichter!

— — — — — — — — — — — —

Wolfgang Müller von Königswinter.

An einen Künstler.

Wie jammern mich die Armen, die da meinen,
In Lieb' und Treue sich Dir zu vereinen,
Mit Dir zu schließen einen frohen Bund!
Sie ahnen nicht, in ihrem Traum verloren,
Den Gott, der Dich zum Werkzeug auserkoren;
Dein innerst Sein, wie ward es ihnen kund!

Voll freud'gen Hoffens treten sie Dir näher,
Und wissen nicht, daß wie der Nazaräer
Dein Herz die ird'schen Bande von sich warf!
Daß, ob sich tausend Freunde um Dich schaarten,
Auf Deinen Himmel-, Deinen Höllenfahrten
Kein Kind des Staubes Dich begleiten darf!

Es mag Dein Ohr dem Schwur der Liebe lauschen,
Dein Aug' im Glanz der Schönheit sich berauschen,
Doch fügt sich nicht dem süßen Bann Dein Geist!
Zurück Dich führend an der Freuden Pforte,
Mahnt er gebietrisch Dich mit ernstem Worte,
Daß keines Menschen, daß Du Gottes sei'st!

Und von dem Erdenglück, dem wonneheißen,
Giebt Dir das Wort die Kraft, Dich loszureißen!
Taub für des Fremden Jammers wilden Schrei,
Nur d'rauf bedacht, den innern Hort zu retten,
Ringst Du Dich los und sprengst der Liebe Ketten! —
Was sonst auch breche: Du bist wieder frei!

Den kurzen Traum siehst lächelnd Du entschweben,
Dein wahrhaft Selbst ist Dir zurückgegeben;
Was gilt daneben Dir der arme Rest?
Des Zieles eingedenk, des leuchtend hehren,
Was kümmert Dich die Spur von Blut und Zähren,
Die hinter sich Dein Siegeswagen läßt? —

Als schuldig Dich darum verdammen wollen,
Es hieße thöricht dem Kometen grollen,
Daß regellos die Bahn, die er beschreibt!
Dem Löwen grollen, daß er nicht Gazelle,
Dem Ocean, daß stürmisch seine Welle,
Dem Lorbeerbaum, daß er nicht Früchte treibt! —

Ob Dich die Thoren kalt und fühllos nennen,
Ein höh'res Lieben, als sie fassen können,
Aus Deinem Schaffen flammt es himmelwärts!
Du fühltest seinen Strahl in Dir erzittern,
Und, statt am Einzelnen es zu zersplittern,
Gabst Du dem Ideal Dein ganzes Herz!

O bleibe Du dem Pfad der Menschen ferne,
Unnahbar ihrem Wunsche, der die Sterne
Vom Himmelsdom herabzulangen meint!
Nicht andre Freunde hat Dir Gott beschieden,
Als die, in der Erkenntniß sel'gem Frieden,
Ein Glaube und ein Dienst mit Dir vereint!

Betty Paoli.

Frühling und Neujahr.

1.

Laut ist der Erde Jubelruf erklungen;
Die schweren Fesseln der Natur zersprangen,
Sie rüstet sich den Frühling zu empfangen,
Und grüßet ihn mit Millionen Zungen.

Und sieh'! Die Stirn vom farb'gen Kranz umschlungen,
Mit Feenaugen und mit Rosenwangen,
Ein leuchtend Himmelskind, kommt er gegangen,
Und bringet Blüthen — und Erinnerungen. —

Geschmückter Engel in dem Strahlenkleide,
Der zaubrisch Du die Erdenauen deckest
Mit wunderbarem, lebendem Geschmeide!

Zu neuem Blüh'n weckst Du die dunkle Wüste;
Und ach! in meiner dunkeln Seele weckest
Du mächtig Manches auf — das schlummern müßte.

2.

Noch ein Jahr, ein schwarz umhülltes,
Wie vor dem noch keines war;
Ein mit Sorgen überfülltes,
Ein verhängnißvolles Jahr.

Und nicht konnt' es mich entwöhnen,
Dein zu denken immerdar;
Noch ein Jahr! — und meine Thränen
Grüßen Dich zum neuen Jahr.

Andern steht vielleicht es offen
Wie ein Raum voll Licht und Glanz;
Doch uns Beiden flicht's kein Hoffen
In der Tage welken Kranz.

Und was könnt' es denn auch bringen,
Dieses Jahr, für Dich und mich?
Hat's die Stunden, die vergingen?
Hat's den Traum, der uns verblich?

Würd' es uns zusammenführen,
Unerwartet, wunderbar,
Wär's doch nur ein neu Verlieren,
Bittrer als das erste war!

Unser Wünschen, unser Sehnen
Ist verblüht auf immerdar,
Und es grüßen meine Thränen
Schmerzlich Dich zum neuen Jahr. —

3.

Schweige Herz, Du übervolles,
So verlassen, so beraubt!
Dieß vergeblich Weh', was soll es?
Beuge duldend dich, mein Haupt.

Trag' des Lebens ganze Schwere,
Starker, jugendlicher Muth!
Wisse nicht, wie's besser wäre,
Glaub' nur, es sei Alles gut.

Herz, Geduld! Du wirst genesen,
Wirst vielleicht genesen einst;
Nur vergiß, was sonst gewesen,
Nur vergiß, um was Du weinst.

Decke zu die alte Wunde,
Denke nimmermehr daran; —
Es vernichtet eine Stunde,
Was ein langes Jahr gethan.

Caroline von Pawloff.

Der Engel der Auferstehung.

Es war gestorben die Erde,
Versunken ihrer Macht
Erzeugniß, ihr Schoos vertrocknet
Und all' ihr Werk vollbracht;
Von Nebel und Nacht umflossen
Wie einst beim Urbeginn,
Ein Wrack im Meere der Welten,
Trieb ziellos sie dahin.

Das war eine große Wüste,
Gar schauerlich anzuseh'n,
Da wollt' kein Blümchen blühen,
Kein Hälmchen mehr aufersteh'n!
Das war ein großer Friedhof,
Wie konnte der größer sein?
Das Leben ja von allen
Jahrtausenden schloß er ein.

Was je im Lichte gewandelt,
Ob winzig, oder ob groß,
Gejubelt oder gelitten,
Er barg es in seinem Schooß:

Und alle die Menschengeschlechter,
Verscholl'nen Aeonen entstammt,
Hier, nebeneinander gebettet,
Hier schliefen sie allesammt.

Das war ein tiefes Schweigen,
Da drang kein traulich Wort
Zum Ohr von flüsternder Lippe,
Sie schliefen fort und fort;
Da rief kein Wächter die Stunde,
Kein Pförtner schlug an's Thor,
Ob Abend, oder ob Morgen,
Sie schliefen nach wie vor.

Doch auf des Friedhofs Mitte
Da ragte, vom Dämmerschein
Ureignen Lichts umflossen,
Ein großer Leichenstein,
Drauf saß erhaben ein Engel
In hellem Strahlengewand,
Der hielt die Fittige drüber
Weit schirmend ausgespannt;

Ließ auf dem Steine ruhen
Die Rechte gedankenschwer,
Die Linke hielt die Posaune; —
So saß er herrlich und hehr
Und blickte hinauf gen Himmel,
Gespannt, erwartungsvoll,
Ob bald den Schooß der Erde
Sein Ruf durchdonnern soll;

So saß er schweigend, sinnend
Und schirmend auf der Wacht;
Es flog mit ihm durch's Weltall
Die Erd' in die weiteste Nacht,
Und ob sie verschwand im Dunkel,
Im Dunkel schimmerte dort
Der Strahl des wachenden Engels
Und blitzte fort und fort.

Gustav Pfarrius.

Ein deutscher Name.

Wer ist, mein deutsches Vaterland,
Der Knabe, den die Wogen
Des Meers vom Elternhaus am Strand
In ihre Arme zogen?
Der Knabe, dem der Wald den Leib
Mit Kraft des Eisens stählte,
Daß bald zum kühnen Zeitvertreib
Das wilde Roß er wählte?

Der Jüngling — wer, deß Herz und Ohr
Sich feilem Sinn verschlossen?
Der in des Lebens Blumenflor
Nie, was gereut, genossen?
Deß Wort aus warm' beredtem Mund
Der Wahrheit Funken sprühte,
Weil tief ihm in der Seele Grund
Ein heilig Feuer glühte?

Mein deutsches Volk, wer ist der Mann,
Der mit der Lieder Schaaren
Die Freiheit uns zurück gewann,
Als wir geknechtet waren?
Wer, der auf hoher Warte stand
Und, daß es weit erklungen:
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Uns tief in's Herz gesungen?

Und wer der Greis, den neunzig Jahr'
Mit ihrer Last nicht drückten?
Den, fest die Hand, das Auge klar,
Muth, Frohsinn, Thatkraft schmückten?
Der jüngst das Schwert des Geistes noch
Geführt im welschen Streite,
Bis ihn von jeder Knechtschaft Joch
Des Todes Hand befreite?

Den Knaben, Jüngling, Mann und Greis,
Den Deutschen ohne Gleichen —
Du kennst ihn wohl. Zu seinem Preis
Tönt's längst durch deine Eichen:
„Wenn dich der Feind mit List umgarnt
„Ob deiner Zwietracht Schwächen —
„Das Feldgeschrei „Ernst Moritz Arndt"
„Wird deine Ketten brechen!"

Ernst Pfeilschmidt.

Schiller's Nänie

in's Griechische übertragen.

Eine Jugendarbeit von Friedrich Rückert.

Nänia.

Θνητὸν καὶ τὸ καλόν. τὸ θεοὺς τέρπον τε καὶ ἄνδρας
οὐ Ζηνὸς Στυγίου σκληρον ἔτρεψε νόον.
μοῦνον ἅπαξ παρέθελξεν ἔρως τὸν ἄνακτα καμόντων,
αὐτίκα δ᾽ ὧν δύσφρων ἄψ ὅσ᾽ ἔδωκ᾽ ἀφέλεν.
οὐδ᾽ ἀγαπητῷ παιδὶ θεὰ Κύπρις ἔσβεσεν ἕλκος,
τὸ στυγνὸς μαλακῷ σώματι τύψε κάπρος.
οὐδὲ θεὰ γενέτειρα τὸν ἀνέρα δῖον ἔρυσσεν,
ἐν Σκαιῇσι πύλῃς πότμον ὅτ᾽ ἔσχε πεσών.
ἐξανέδυσε δ᾽ ἁλὸς πάσῃσι σὺν Ὠκεανίνῃς,
ἐξῆρχον δὲ γόου παῖδα πέρι κλύμενον.
καὶ πάντες κλαίουσι θεοὶ, κλαίουσι θέαιναι,
ὡς τὸ καλὸν θνήσκει, τὸ πρέπον ὡς φθινύθει.
ζηλωτὸν καὶ θρῆνον ἔμεν στόμασιν φιλεόντων.
ἀφθεγκτεὶ δ᾽ ὁ κακὸς βήσεται εἰς Ἀίδεω.

Nänie.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die ehrene Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt;
Aber sie steigt aus dem Meere mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Willkommen.

Ich weiß ein Wort, von Sonnenglanz
Durchleuchtet und durchdrungen;
Ein Wort, als wie von Rosen ganz
Umduftet und umschlungen.
Ein sonnig Wort, ein wonnig Wort,
Heil ihm, der es vernommen,
Und dem da tönet fort und fort
Von theurem Mund: Willkommen!

O Zauberwort! wie mahnt dein Klang
An alles Frische, Süße,
An Lenz, an Freude, an Gesang,
An Kind- und Freundesgrüße.
Melodisch wirst du zum Gedicht,
Vom Ohr der Lieb' vernommen,
Zum Festgedicht, wenn Liebe spricht
Das Freudenwort: Willkommen!

O, du bist wie die Nachtigall
Daheim in deutschen Auen,
Du bist der Liebe Wonneschall
Den Männern und den Frauen.
Sei Denen stets ein Freudenwort,
Die Großes unternommen,
Sei alles Edle fort und fort
Im Vaterland willkommen!

Luise von Ploennies.

In der Fürstengruft zu Weimar.

Ernst ist die Stelle, wo du weilst — es ist der Ort der ew'gen Ruh'!
Es deckt der Sarkophag den Staub des Fürsten und des Sängers zu.
Doch weht der Hauch der großen Zeit noch um die stumme Todtengruft,
Und hell in's Leben tönt hinaus das Echo in die Himmelsluft.

Der deutschen Dichtung stolzer Baum wuchs nicht empor am Königsthron;
Nicht Kaisersold, nicht Hofesglanz ward eines deutschen Sängers Lohn.
Dem Kreis der Edelsten vereint, blieb ihm die Seele licht und hell,
Und reine Menschlichkeit ward ihm der höchsten Dichtung Lebensquell.

Sie war der leise Zauberstab in eines edlen Fürsten Hand,
Der unsers Volkes Genien gelockt und willig festgebannt;
Sie wärmte sanft des Dichters Herz, sie öffnete des Sängers Mund
Und krönte noch ihr Werk mit unsrer größten Dichter Seelenbund.

Wo Goethe steht, wird Schiller stehn! Unsterblich schreiten sie im Glanz
Vor ihres Volkes Blick einher, geschmückt mit gleichem Lorbeerkranz.
Es wandelt in des Ruhmes Strahl das hochgesinnte Fürstenpaar,
Begleitet von der holden Frau'n, der großen Männer Geisterschaar.

Es füllt mit Lichtgestalten sich das Dunkel dieser Fürstengruft,
Und Harfenklänge zieh'n hinaus in sonnenhelle Frühlingsluft;
Sie reden von dem edlen Staub, den dieses Grabgewölb' umschlingt;
Sie künden von dem ew'gen Ruhm, der durch Aeonen widerklingt.

J. W. Schaefer.

Das hat mir Gott gegeben.

O, das hat mir Gott gegeben,
Hier für ihn, mit ihm zu leben,
Hier in seinen schönen Reichen,
Mit dem Armen, mit dem Reichen;
Mit zu donnern, mit zu blitzen,
Mit dem Alten fromm zu sitzen,
Ihm das Leben überhören,
Bei dem Bettler einzukehren,
Mit der Saat zu wachsen, regnen,
Wandrern, wie dem Freund begegnen —
Mit zu spielen mit den Kindern,
Mit zu weinen mit den Sündern,
Mit den Augen mitzufliegen
Mit den Lerchen, mit den Aaren,
Die sich in den Lüften wiegen,
Mit zu schwatzen mit den Staaren,
Zu erwachen mit der Rose,
Die sich ringt vom Erdenschooße,
Mit zu sterben schön am Abend,
Mit der Sonne mich begrabend;
Mit dem Fallstern Gold zu sprühen,
Mit dem Monde aufzuglühen,
Mit den Lieben in der Erde,
Sanft zu ruh'n wie heim am Heerde;

Mit den Todten aufzustehen,
Und — den neuen Lenz zu sehen!

O das hat mir Gott gegeben,
Als ein Mensch mit ihm zu leben
Hier in seinen schönen Reichen,
Und mich Jedem zu vergleichen
Als ein Sohn der Vaterhalle,
Als der Geist, das Herz für Alle!

Leopold Schefer.

Wartburg-Lieder.

1. Lied Thüringer Kreuzfahrer im Lager vor Akkon. 1190.

Kampfmüd und sonnverbrannt,
Fern an der Heiden Strand,
Waldgrünes Thüringland,
Denk' ich an dich.
Mildklarer Sternenschein,
Du sollst mir Bote sein,
Geh, grüß' die Heimath mein
Weit über Meer!

Feinden von allerwärts
Trotzt meiner Waffen Erz;
Wider der Sehnsucht Schmerz,
Schirmt mich kein Schild.
Doch wie das Herz auch klagt,
Ausharr' ich unverzagt:
Wer Gottes Fahrt gewagt
Trägt still sein Kreuz.

2. Biterolf's Waldlied.

Im heil'gen Land, im Wüstensand
Bin ich zu Feld gelegen
Und kehre sonnenbraungebrannt
Zu heimischen Gehegen;

Nun erst, mein alter Heimathwald,
Weiß ich dich ganz zu schätzen,
Mich deiner dunklen Prachtgestalt
Tagtäglich neu zu letzen.

Ich sah die Ebne Esdrelon,
Der Aquäducte Bogen,
Und sah in rauschender Fächerkron'
Den Palmenhain erwogen:
Fern sei, solch adlig schlang Gehölz
Dem Sarazen' zu neiden;
Ich mußte um den Trunk des Quells
Mit sieben Heiden streiten.

Ich hab' viel gift'gen Schmack und Ruch
Auf Syriens Feld erlitten;
Wie anders schmeckt ein voller Zug
Der Luft in Harzwaldmitten!
Wer einmal diesen Jungbrunn fand,
Der schöpft aus keinem andern; —
Thüringer Wald, Thüringer Land,
Nur hier mag ich noch wandern!

Will je, der Meerfahrt Rest, an mir
Ein Wüstenpesthauch zehren,
Such' ich im Nadelholz Quartier
Ihn siegreich abzuwehren,
Denn das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechthum leidet,
Und Alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib' und Seele scheidet.

Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder gerathen,
Verdank' ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldpfaden;
Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen:
O Tannengrün, o Sonnenlicht,
O freie Luft der Höhen!

Mein Kreuzfahrschild hängt im Geäst,
Kriegsruhmes gern ich darbe,
Ich schließe meiner Tage Rest
Als Mann der grünen Farbe.
Noch möcht' ich pflanzen manchen Baum
Den Enkeln einst zum Schatten,
Noch roden manchen wüsten Raum
Zu Wald und Wiesenmatten.

Noch auf und ab am Inselsberg
Manch waidlich Jagdlied singen
Und so mein Forstmanntagewerk
Treu, wie sich's ziemt, vollbringen.
Klopft dann der Oberforstherr Tod
An meine Kemenaten,
Sein Klopfen wird mir nicht zu Noth
Und ewiger Pein gerathen.

Näht mich in eine Hirschhaut ein
Im grünen Sonntagkleide,
Das Jagdhorn von Weißelfenbein,
Den Spieß legt mir zur Seite;

Verschließt die Berggruft mit dem Schild,
Deckt sie mit Moos und Rasen,
Ich hoff' von dort einst Wald und Wild
Zur frohen Urstend zu blasen.

3. Der Bauleute Sang nach Vollendung des Landgrafenhauses.

Dem Meister Heil, der hier in treuem Sinnen
Das Haus erschuf an steiler Felsenwand,
Im Waffenschmuck der Thürme und der Zinnen,
Wie ragt es königlich hinab in's Land!
Nach seinem Plan ward Stein auf Stein gerücket,
Der Raum getheilt, der Giebel aufgedacht:
Was uns in Hof wie Halle jetzt entzücket,
Der kühne Schwung, das Ebenmaß, die Pracht
Ist seine Schöpfung. Fröhlichem Gelingen
Half steter Fleiß und unermüdet Ringen.

Wie schnell zergeht, was andre Künste schaffen,
Das Wort verfliegt, der süße Ton verhallt,
Die reichste Farbe wehrt nicht als Gewaffen
Der Zeit Verheerung und ihr Glanz wird alt.
Er aber hat sein Werk in Stein gedichtet
Und in den Berggrund quaderfest gesenkt,
Nun steht's für alle Zukunft aufgerichtet,
Bis keiner mehr in deutscher Zunge denkt,
Wahrzeichen fester Kraft und hoher Milde,
Dem Feind zum Trutz, dem Freund zu Hort und Schilde.

Erspart bleibt fortan, willst du Schönheit schauen,
Die Pilgerfahrt nach wälschem Land und Meer,
Wetteifernd mit dem Besten fremder Gauen
Prangt hier ein Kleinod kunstdurchglänzt und hehr.

Gleich einem jener Marmorprachtpaläste
Entstiegen aus Venedigs Meeresschooß,
Hebt sich Thüringens jungfräuliche Veste
Auf deutschem Boden säulenschlank und groß,
Statt Salzfluthwogen rauscht um ihre Mauern
Der Eichen und der Buchen flüsternd Schauern.

Nun walte Gott ob den geschmückten Räumen
Und schirme, den die Burg als Herrn verehrt;
Viel gutes Tagwerk und viel süßes Träumen
Sei ihm und all' den Seinen drin bescheert.
Der Meister giebt die Schlüssel aus den Händen,
Ihn lobt sein Werk: er selber zieht davon.
Als Mann der Jugend Kunsttraum zu vollenden
Ward ihm verlieh'n zu bestem Arbeitlohn.
Im Grundstein seines Baues ruht ein Segen;
Heil ihm und den Bewohnern allerwegen!

4. Choral der Wächter auf der Thorzinne in der Neujahrsnacht des Jahres 1200.

Schwingt euch auf, Posaunen-Chöre,
Von des Thurmes hoher Wacht,
Schwingt euch auf, dem Herrn zur Ehre
In die sternenkalte Nacht.
Seine Hand führt die Planeten
Sichern Laufs durch Raum und Zeit,
Führt die Seele nach den Nöthen
Dieser Welt zur Ewigkeit.

Ein Jahrhundert will zerrinnen
Und ein neues hebt sich an,
Wohl Dem, der mit reinen Sinnen
Stetig wandelt seine Bahn!
Klirrt sie auch in Stahl und Eisen,
Goldne Zeit folgt der von Erz,
Und das Heil, das uns verheißen,
Winkt zum Frieden jedem Herz.

Mög' in Treuen Jeder schaffen
Was sich ziemt nach Recht und Fug,
In der Kutte, in den Waffen,
In der Werkstatt wie am Pflug:
Dazu, Herr, den Segen spende
Deiner Burg, dem Berg, der Au';
Netz' an des Jahrhunderts Wende
Sie mit Deiner Gnade Thau.

5. Wartburgheimweh.

Wo ich streife, wo ich jage,
Bleibt ein Wunsch mir unerfüllt,
Weil ich stets im Sinne trage,
Wartburg, Dein vieltheures Bild,
In des Forsts umlaubtem Grunde,
In der Thalschlucht dunklem Graus,
Sehnt das Aug' zu jeder Stunde
Sich nach Dir, mein „Herz-ruh'-aus!"

Hei! nun ist der Stein erstiegen,
Der sich hub als Scheidewand,
Und ich seh' Dich drüben liegen
Fern auf schmalem Felsenrand.

Gleich erregten Meereswogen
Sträubt sich Berg an Berg empor,
Deiner Mauern lichter Bogen
Ragt als Leuchtthurm drüber vor.

Und ich kenn' aus luft'ger Ferne
Jedes Stück des stolzen Bau's,
Bergfried, Zwinger und Cisterne,
Pallas, Thor und Ritterhaus:
Und ich grüß' die kleine Lücke
In des Thurmes hoher Wand,
Wo ich mir und meinem Glücke
Eine zweite Heimath fand.

6. Wartburgdämmerung.

Die Sonne ist verglommen,
Frau Dämmerung wandelt sacht,
Willkommen, Gottwillkommen
O Burg auf hoher Wacht:
Gleich Einem, dem im Dunkeln
Der Freundin Auge winkt,
Hat mir ein spätes Funkeln
Vom Thurm noch zugeblinkt.

Denn wie der Tag erstehend
Mit erstem Strahl Dich grüßt,
Hat er, zu Rüste gehend,
Zuletzt noch dich geküßt.
Noch schmiegt sich warm ein Glühen
Um deiner Felsen Moos
Als riss' es nur mit Mühen
Und Schmerz von dir sich los.

Dich liebt das Licht. Es webet
Goldfäden in Dein Kleid
Und jeden Stein umschwebet
Ein Hauch von Heiterkeit.
Drum hebt das Herz sich freier,
Der Sinn wird frisch und rein,
Dunstnebels blasser Schleier
Hüllt nur die Niedrung ein.

Und was am Niedern kleblich,
Verthörung, Haß und Wahn,
Das kreucht und keucht vergeblich
Zu deinen Höh'n hinan.
Zu Gottes klaren Sternen
Hebst du das Haupt empor,
In lichten Himmelsfernen
Hörst du der Engel Chor!

Joseph Victor Scheffel.

Eine Heldenmutter.

(Aus der Geschichte Thüringens, Mitte des 13. Jahrhunderts.)

Es flammte und es rauchte weit durch der Thüringer Land,
Denn Heinrich der Erlauchte gewann es durch Blut und
Brand.
Es war verwaist geworden der landgräfliche Thron,
Und da begann das Morden, wer hier der nächste Sohn.
Der Werber wilde Schaaren, sie hatten sich lang gezaust,
Da trieb sie eng zu Paaren des starken Heinrich Faust,
Der zog mit blut'gem Spiele die wald'gen Gau'n einher;
Doch fern noch seinem Ziele, denn sieh' in scharfer Wehr
Erschien ein neues Werben um das verwaiste Land:
Es kam mit ihrem Erben Sophie von Brabant.
Ihr Vater wand die Krone einst um des Enkels Haupt;
Doch ferne jetzt dem Throne, sah sie es frech beraubt.
Da rief in kühnem Trutze sie an der Schwester Glück;
Das Kind ließ sie im Schutze der festen Burg zurück.
So kam sie an die Grenzen auf weißem, hohem Roß;
Achthundert Panzer glänzen, achthundert gute Geschoß.
Da galt's manch festem Thurme, der ihren Weg bewacht:
Er ward in wildem Sturme zu jähem Fall gebracht.
So zog sie durch die Gauen, die mächtige Gestalt;
Die Mütter und die Frauen verehrten ihre Gewalt.
Die Männer wurden Streiter für ihres Kindes Ehr';
So zog sie kühner weiter gen Eisenach daher.

Sie sah die Wartburg blinken in goldnem Abendschein;
Sie grüßte mit stolzem Winken hinauf zum stolzen Gestein:
„Einst warst du meine Wiege, — nun werde du ein Thron
Nach meinem letzten Siege für den geliebten Sohn!“
Das blitzte wie ein Wetter heiß durch der Helden Reih'n:
Da, helles Trompetengeschmetter und leuchtender Augen Schein,
Und jubelnde Fanfaren und jeder Arm ein Mann!
Da stürzte in bangen Schaaren das Volk der Stadt heran.
Auf sprangen die schweren Thore und in festlichem Ornat,
In feierlichem Chore die Priester und der Rath,
Die Zünfte und Gewerke, der Schulen blühende Zucht,
Sie beugten sich der Stärke, der Schwerter heißer Wucht,
Nur da und dort ein Lauern, ein leis zerknirschter Fluch;
So ritt sie durch die Mauern in hellem Siegeszug,
Umrauscht von ihrem Volke, stolz hin zum Ahnensitz,
Doch hinter ihr die Wolke mit der Vernichtung Blitz. —

Die Wolken waren die Heere von Heinrichs neuer Macht,
In fürchterlicher Schwere gen Eisenach gebracht.
Und wieder klirrt und stampft es durch frisches Saatengrün
Und wieder flammt und dampft es und tausend Wunden glüh'n.
Vor Heinrichs mächt'gen Streichen der Mutter Banner sinkt;
Ihre Helden werden zu Leichen, die letzte Trompete klingt.
O Mutter, Mutter! lasse des Kindes erkämpften Thron.
O Mutter, todesblasse, auf, rette nur deinen Sohn! —
Und nun — o welch Geschicke! Die jüngst so mächtig kam,
Mit einem Wort und Blicke die starke Wartburg nahm:
O großer Gott! wie wankt sie einsam durch dunkle Nacht!
An dürrem Stab, wie rankt sie, die einst so herrliche Pracht!
Doch nimmer darf sie rasten, sie muß zu ihrem Kind;
Drum fort in Todeshasten, jach wie der bange Wind,
Doch jetzt — die Augen feuchten sich unsrer Mutter schon:

Sie sieht die Burg ja leuchten mit dem geliebten Sohn
Und nun, o himmlisch helle strahlt auf ihr Angesicht,
Sie steht schon an der Schwelle — da bebt und wankt und bricht
Die todesmüde nieder mit jähem Freudenschrei:
Sie sieht ihr Kind ja wieder, da kommt es frisch herbei!
Es legt die kleinen Hände bangend auf ihre Brust —
Da ist jed' Leid zu Ende in hoher Mutterlust.
Bis in die tiefsten Nerven der Mutter Liebe es spürt,
Wie ihre Kräfte sich schärfen, da sie ihr Kind berührt.
Und als seine goldenen Haare sie um den Hals sich legt,
Da hat eine wunderbare gewaltige Macht sie bewegt:
Sie schaute umher im Schlosse, sie glühte, starrte, sann,
Und winkte nach einem Rosse und einem dienenden Mann.
Scheu blickte hin zur Erde der Leute staunender Schwarm;
Sie schweigend auf zu Pferde, mit ihrem Kind im Arm.
Ein bebendes Geflüster zuckte von Mund zu Mund;
Sie, schweigend in das Düster zum tiefen Waldesgrund.
Und schweigend nach der Bote, es klirrte nur sein Beil,
Wenn fern ein Wolf ihm drohte mit grausigem Geheul.
Das Knäblein aber lachte hell durch den Föhrengrund,
Die Mutter küßte sachte den rosig blühenden Mund.

So kamen sie an die Grenzen, die Dreie, hoch zu Roß,
Doch keine Panzer glänzen und auch kein gut Geschoß.
Da galt es nicht zu kämpfen, da galt es keinem Thurm;
Da galt es nur zu dämpfen im Busen den wilden Sturm.
Und wenn die Feinde kamen und sahen das bleiche Weib,
So sprachen sie nur: „Amen! Gott schütze Deinen Leib!"
So zog sie durch die Gauen, die einsame Gestalt;
Scheu blickten Mütter und Frauen hin auf die stumme Gewalt.
Und Niemand ward zum Streiter für ihres Kindes Ehr';

So zog sie einsam weiter gen Eisenach daher.
Und wieder sah sie blinken die Burg im Abendschein, —
Nun war's ein düsteres Winken hinauf zum stolzen Gestein:
„Einst warst Du meine Wiege, nun werde du mein Grab,
Wenn hier ich jetzt nicht siege für meines Kindes Hab'!"
Nun wandte sie den Zelter, der wirft den Kopf empor,
Mit schäumenden Nüstern hält er vor dem verschloss'nen Thor.
Und oben auf dem Walle erscheinen still und kalt,
Die noch vor Kurzem Alle sich beugten ihrer Gewalt.
Da siedet's und da wallt es in heißer Leidenschaft;
Von ihren Lippen schallt es mit ungeheurer Kraft:
„Ihr armen, feigen Sklaven! wie bebtet Ihr bang und schwer,
Als wir uns jüngst hier trafen vor meinem kühnen Heer.
Und weil mein Glück geendet, weil meine Macht dahin:
Hat so sich nun gewendet der wankelmüth'ge Sinn?
Doch stärkre Waffen führ' ich in diesem Augenblick,
Und wildre Flammen schür' ich für meines Sohnes Geschick;
Denn schwerer als Schwertes Hiebe und heißer als Bolz und Pfeil
Kämpft heil'ge Mutterliebe für ihres Kindes Heil!"
O, wie die Worte lohten! Wie heiß und bang' es wurd'!
Die Mutter reißt dem Boten das Beil vom Sattelgurt;
In Einem Satze sprengt sie zum wucht'gen Thore vor;
Mit Einem Griffe hebt sie ihr blasses Kind empor;
Und hoch die Axt geschwungen, und dreimal auf das Schloß:
Dumpf dröhnend ist's erklungen, es bebt zurück das Roß;
Es beben auf den Mauern die Männer und die Frau'n,
Wie sie in bangen Schauern hin auf die Löwin schau'n;
Nur noch ein schrilles Klirren hört man im weiten Rund,
Des Thores zitterndes Schwirren, — kein Laut aus keinem Mund.
Doch wiederum erbrauset hervor der Mutter Macht,
Als wenn ein Sturmwind sauset durch schwüle Gewitternacht:
„Zum Hause ihrer Väter die Tochter jetzt begehrt,
Und wehe dem Verräther, der ihr den Eintritt wehrt!"

Das blitzte wie ein Wetter hin durch die bangen Reih'n,
Dann helles Freudengeschmetter und leuchtender Augen Schein!
Und jubelnde Fanfaren und jeder Arm ein Mann!
Und nun in jauchzenden Schaaren das Volk der Stadt heran.
Weit sprangen auf die Thore, und wieder im Ornat,
Im feierlichen Chore die Priester und der Rath.
Und Alle, Alle wieder, wie jüngst sie hier gekniet,
Und Alle, Alle nieder die tiefste Ehrfurcht zieht.
Das war die Mutterliebe, die Jeden so bezwang,
Und tiefer als Schwerteshiebe in Aller Herzen drang. —
Und wundersam zu schauen stand nun die Mutter da:
Die herrlichste der Frauen, die man im Lande sah.
Nicht mehr im düstern Grimme, nicht trotzig mehr und wild:
Mit milder Frauenstimme ein edles Frauenbild!
Das Knäblein mußte segnen den weiten Menschenkreis,
Da sah man Thränen regnen, dann flammte es kühn und heiß
Auf zu des Knaben Schutze und für des Enkels Recht.
Auf sprang in starkem Trutze das Eisenacher Geschlecht:
„Es sei Dir nicht verloren, was nur erkämpft ein Schwert!"
Und was so kühn beschworen, das wurde auch treu gewährt.

Schwerer als Schwertes Hiebe und heißer als Bolz und Pfeil
Kämpft heil'ge Mutterliebe für ihres Kindes Heil!

Arnold Schloenbach.

Die Poesie im Familienkreise.

In den schlichten Kreisen des Volkes, welche man die ungebildeten zu nennen pflegt, pflanzt die Familie ihren poetischen Hausschatz von Liedern, Sprüchen und Erzählungen nach Art der Urvölker durch Singen und Sagen mündlich fort; die wenigen über die Schwelle kommenden Denkschriften werden im Beisein Aller vorgelesen und später frei wiedererzählt und kommen so den Kindern gewissermaßen auch als mündliche Ueberlieferung zu.

Dagegen nahmen die Kinder „der Gebildeten" den größten Theil des ihnen zufallenden unendlich reicheren Schatzes der Kunstdichtung durch einsames „heimliches" Lesen auf. Den jüngsten Kindern erzählt zwar auch hier die Mutter oder Wärterin mündlich einige Mährchen; aber den älteren giebt man ein Buch, damit sie sich still beschäftigen. Jedes Familienglied liest für sich in seinem Zimmer, oft sind bei derselben Lampe vier bis fünf Personen in verschiedene Bücher vertieft.

Welche Art der Ueberlieferung verdient den Vorzug, die der niederen oder der höheren Stände?

„Ach, wie traurig sieht in Lettern schwarz auf weiß dies Lied mich an!" Dieser Seufzer des Dichters beantwortet jene Frage. Freilich bewältigt ein stiller Leser rasch und mühelos ganze Bände und genießt dabei die Freiheit, seine Gedanken nach Belieben zwischen den Zeilen oder weit über die Seiten hinaus spazieren gehen zu lassen; aber die volle Empfindung des Zaubers der Sprache, die tiefste Erregung des Gemüthes, das wahre Miterleben der Dichtung geht einem solchen Leser meist verloren. Er genießt eine Musik durch das Ueberblicken der Partitur.

Geschichtsforscher und Kritiker, welche rasch ein Gesammtbild eines Werkes gewinnen wollen oder auf schöne oder tadelnswerthe Einzelheiten Jagd machen, sowie träumerische Denker, die durch halbvernommene fremde Gedanken, wie durch das Murmeln eines Baches, zu neuen Ideenreihen angeregt werden, solche mögen die Dichterwerke auch lautlos mit Vortheil lesen; der Kunstfreund hingegen, der seine Musestunden durch den Genuß von Dichtungen würzen und weihen will, die Jugend, die durch die Poesie zum Schönen und Guten erzogen werden soll, muß die Dichtungen nicht durch die schattenhaften Eindrücke der Buchstaben, sondern durch die seelenvollen Laute der Menschenstimme als lebendige Ueberlieferung aufnehmen. „Nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren!" So könnte man eine bekannte Warnung der Bilderfreunde für unsern Fall umkehren. —

Dies sind selbstverständliche, allbekannte Wahrheiten, Gemeinplätze, die man zu betreten Anstand nimmt. Zugegeben; aber lehrt nicht die Beobachtung, daß man sie in ihrer Bedeutsamkeit unterschätzt und verschmäht? Wie selten erblickt man in Familienzimmern das herzerquickende Bild einer Gruppe von Alten und Jungen, die sich um einen Vorleser, den Stellvertreter des Dichters, schaaren, und den Umgang mit den edelsten Geistern der Nation, zum Hochgenusse der traulichen Geselligkeit machen? Scheint doch der schöne Brauch des gemeinsamen Lesens in Familien heutzutage sogar seltner zu sein, als zur Zeit der Väter, wo man auch das schlichte gesellschaftliche Lied weit mehr liebte und pflegte als jetzt. Aesthetische Thee's, bei denen geistreichen Feinschmeckern literarische Neuigkeiten vorgetragen werden, mag es jetzt zahlreicher geben; daß aber in schlichten Kreisen die gemeinsame Freude an Dichterwerken, daß deren Vererbung durch mündliches Mittheilen selten ist, daß man sich nicht bestrebt, diese Sitte weiterzubilden, genußreicher und förderlicher zu machen, ergiebt sich schon daraus, daß fast nirgends die Kinder außer der Schule besondere Anweisung zum Schönlesen erhalten, während doch Tausenden im Singen, Klavierspielen und

anderen „für die Gesellschaft" berechneten Fertigkeiten Privatunterricht zu Theil wird.

Was ist schuld daran? — Schwerlich die erkaltete Theilnahme an der Poesie; denn ob auch die Zeiten verschwunden sind, wo halb Deutschland über eine neue schöne Ballade des Musenalmanachs in Aufregung gerieth, so sind doch nie so viele alte und neue Dichterwerke, soviel Mustersammlungen und Literaturgeschichten gekauft, also auch wenigstens theilweise gelesen worden. Die armen „Epigonen" anzuklagen, wäre ungerecht, da man ja statt ihrer Versuche Classisches in Fülle besitzt. Ist das vorwiegende Stilllesen vielmehr eine Aeußerung des in der Aera des Dampfes herrschenden Zeitgeistes, der auch im Genusse sich bestrebt, rasch zum Ziele zu kommen? Oder gar ein Zeichen geringerer Innigkeit des Familienlebens? Liest man in geselligen Kreisen deshalb nicht so gern vor, als man vorsingt und vorspielt, weil die schlichte Kunst des Recitirens, die vermeintlich Jeder versteht, nicht den Glanz des Virtuosenthums verbreitet? Oder meinen die Eltern, die Schule, die jetzt neben der antiken auch die vaterländische Poesie erkläre und literargeschichtlich verfolge, mache die Pflege der „Hauspoesie" überflüssig? —

Mögen indeß die Ursachen sein, welche sie wollen, Thatsache ist, daß die Dichtkunst im Schooße der Familie nicht die gleiche Gunst genießt, wie die Musik.

Dadurch entgehen aber Eltern und Kindern unschätzbare Vortheile.

Zunächst entbehrt ein Haus, dessen Genossen nicht gemeinsam lesen, eine der edelsten geselligen Freuden. Wie sammeln sich um einen Vorleser alle Seelen auf einem Gedanken, wie klopfen alle Herzen in einem Schlage! Wohl wahr, auch das gemeinsame Anhören der Musik vereinigt; aber wie leicht irrlichteriren dabei wenigstens die beweglichen Gemüther der Kinder, wie gewöhnlich folgt am Schlusse statt dauernden Nachgenusses und eindringlicher Erörterungen blos der dürre Ausruf: „das war wohl schwer!" Wie nachhaltig, wie befruchtend wirkt dagegen ein gemeinsam genossenes Werk der

Dichtung! Getheilte Freude wird auch hier zur doppelten Freude; kein einsam gelesenes Gedicht ergötzt so innig und prägt sich so unverlöschlich ein, wie das, welches uns zuerst von den Lippen des Vaters oder der Mutter entgegenklang. Auf das Kind, wie auf den Naturmenschen übt noch die beseelte Stimme ihren vollen Zauber; ein mündlich erzähltes Mährchen, eine laut vorgetragene Fabel ist dem Kinde „hunderttausend Mal" lieber als die besten Muster, die es „heimlich" lesen soll.

Aber auch die Eltern bleiben bei der Familien-Lesung nicht freudenlos. Nicht Alles, was die Eltern schätzen oder gar nur kennen lernen, um davon sprechen zu können, eignet sich natürlich für den Familienkreis; aber Alles, was der Jugend zur Freude und zum Segen gereicht, kann auch die Erwachsenen erfreuen und erbauen, wenn sie nicht zu Eltern verdorben sind. Gedichte, die uns „von unsern jungen Jahren her" so bekannt sind, daß wir sie auswendig wissen und kaum noch für uns lesen mögen, selbst solche, die wir ohne Unbilligkeit als etwas veraltete bezeichnen dürfen, sogar Gellert'sche Fabeln, liest man mit seinen Kindern nicht ohne Genuß. Das ist ja das schöne Glück der Eltern, daß die Jugend sie in ihre Freuden hineinzieht und die Alten auf Augenblicke jung und frisch macht.

„Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das Allbekannte neubelebt uns rühren."

Und dabei zerstören selbst vielfache Unvollkommenheiten des Vortrags die Illusion und die harmlose Freude nicht. Wem mißfiele ein Blumenstrauß, den ihm sein Kind mit stammelndem Glückwunsch überreicht? —

Außer der gemeinsamen, verjüngenden Freude geht aber auch den Eltern, welche die „Hauspoesie" nicht achten, eine werthvolle Gelegenheit verloren, für die Erziehung ihrer Kinder thätig zu sein.

Zunächst entgeht ihnen die Möglichkeit, die ästhetische Ausbildung der Ihrigen zu überwachen und zu leiten. Trotz aller modischen Vorurtheile bleibt es dabei, daß die Kunst des Lesens die

wahre liberale Kunst ist, die jeder Gebildete vor Allem erlernen und üben sollte. Neben den bedeutendsten Erlebnissen, welche der fromme Sinn als Erziehungsmittel der Vorsehung ansieht, bilden die Bücher, welche auf uns einwirken, die Epoche machenden Ereignisse des Menschenlebens in der modernen Zeit und die Kunst, die fremden Geister der Bücher auf die eigne Seele wirken zu lassen, ohne sich in täglich neue Sklavenketten zu schmiegen, ist eine der nothwendigsten, mit denen ein ächter Mensch ausgerüstet sein muß. Und zu dieser Ausrüstung des jungen Geschlechts wollten die Eltern nichts beisteuern? Selbst da, wo die Schule, die unter ihren vielen Pfleglingen dem Einzelnen nicht immer ganz gerecht werden kann, für das richtige Verstehen und schöne Lesen der Schriftwerke alles Mögliche leistet, so daß jedes einzelne Kind die todten Buchstaben des Buches sinngetreu und anmuthvoll zu beleben weiß, selbst da hat das Lesen im Familienkreis einen unersetzlichen Werth. Nur im traulichen Beisammensein, wo selbst das Ausgelachtwerden nicht schmerzlich berührt, faßt das Kind Muth, die Unklarheiten und Bedenken zu äußern, die sich ihm wie ein Alp aufdrängen und zuweilen die schönste Dichtung in ein quälendes Räthsel verwandeln. Eine Erfahrung statt vieler möge zeigen, was bei solchen Anlässen in manchem Kinde vorgeht. Schiller's Taucher wurde gelesen. Nach einer athemlosen Pause folgten bewundernde Ausrufe über den Heldenmuth des Jünglings und neugierige Fragen über die Naturgeschichte der Meerungethüme. Dann wurde das Gedicht noch einmal verlangt. Auch jetzt saß nach dem Vorlesen ein siebenjähriger Knabe stillsinnend da und ließ tiefe Beklommenheit merken; endlich wagt er sich hervor. „Aber wie war es mit dem König? Kam der nicht wieder auf den Felsen?" — Warum? — „Nun es muß ihn doch gedauert haben; er war ja Schuld, daß der Knappe um's Leben kam; er muß doch oft an's Meer gegangen sein und gedacht haben: hättest du doch nicht wissen wollen, wie es da drunten aussieht!" —

So offenbaret das Kind beim Lesen im Schooße der Familie die innersten Tiefen seiner Seele. Aufmerksame Eltern werden dabei fast immer die Wahrheit von Goethes Wort bestätigt finden: „Als Kinder sind wir alle moralische Rigoristen.“

Bedarf es noch des ausführlichen Nachweises, daß solche Lesestunden unter Leitung verständiger Eltern, welche den Goetheschen Sinnspruch: „Jedes Gedicht soll etwas lehren, aber unmerklich“ als Regel befolgen, zu nutzreichen Lehrstunden, zu wahren Hausandachten werden können? —

Nur noch eine Frage zum Schluß. Kann die schöne Sitte, die Poesie zum Schmucke der häuslichen Geselligkeit zu machen, eine Sitte, die den Familien so manchen Segen spendet, auch der Poesie förderlich sein? Der Geist der Familie war ja nie ohne Einwirkung auf die schönen Künste. Könnte vielleicht das Bewußtsein, daß im Familienkreise dem Dichter ein freundlicher Empfang zu hoffen sei, welcher den stummen Verkehr mit dem einsamen Leser und selbst das Auftreten in einem glänzenden Salon an gemüthlichem Reize weit übertrifft, könnte dieses Bewußtsein nicht ermunternd und förderlich auf den schaffenden Dichter wirken? Der Salon hat seine eigene Literatur hervorgerufen; wahrscheinlich vermöchte das auch die schlichte Familie. Vielleicht mehrte sich durch ihren Einfluß die Zahl der Schöpfungen, welche schlichte, reinmenschliche und volksthümliche Motive mit Natürlichkeit, Klarheit und Innigkeit und mit edler Popularität so behandeln, daß sie, wie Voß vom Homer sagt, von der Jugend mit Lust und vom Alter mit Andacht gelesen werden.

Möge indeß diese Frage auf sich beruhen! Bleibt doch das sicher, daß wir den vollendeten Dichtern kaum schöner danken können, als wenn wir sie als Ehrengäste in den geheiligten Kreis der Familie einführen und ihre Werke der Jugend als nationale Kleinode durch lebendige Ueberlieferung vererben.

Berthold Sigismund.

Ein unvergessen Grab.

In jenen blauen Bergen
Ruht mir ein liebes Grab,
Schon mancher Frühling streuet
Die Blüthen drauf herab.

Die sie mir dort begraben
Im kleinen stillen Raum,
Sie zog als junge Rose
Durch meiner Jugend Traum.

Und von den Schwestern keine
Im spätern Rosenflor
Hat mir zurückgegeben,
Was ich durch sie verlor.

Nur wenig Blumenmonde
Hat Gott sie mir verlieh'n —
Ich mußte weiter wandern,
Sie mußte weiter zieh'n.

Doch tief im Herzensschreine,
Im heiligsten Verließ,
Blieb sie für dieses Leben
Mein Traum vom Paradies.

Und erst nach langen Jahren,
Da fand ich auf ihr Grab,
Und habe Gott gedanket,
Was er durch sie mir gab

O möchte Jedem, Jedem
Solch' stilles Glück erblüh'n,
Und durch den Traum der Jugend
Ein solcher Engel zieh'n!

Ferdinand Stolle.

Grubenbeute.

In der Sprache Grubengänge
Fahren viele Knappen ein,
Doch zumeist der Häuer Menge
Führt zu Tage taub Gestein.
Viele hörten in den Stollen
Nur der Fäustel lustigen Schall,
Andre sah'n nur in den vollen
Eimern glänzen das Metall.

Manche holten schweres Eisen
Emsig aus dem tiefen Schacht,
Das zu hämmern und zu schweißen
Auf den Ambos sie gebracht.
Andre ziehen auf die Messen
Mit gestohlnem Hammerschlag,
Der in großen Schmiede-Essen
Werthlos unbeachtet lag.

Silber, Kupfer, Blei und Schwefel
Wird wohl Strebenden zu Theil,
Und in zierlichem Getäfel
Bieten sie die Waare feil;
Aber nur erwählten Geistern
Ist der Gott der Teufe hold,
Die, erseh'n zu hohen Meistern,
Schürfen das gediegne Gold.

Ihre ehrnen Bilder strahlen
In die fernste Zukunft hin,
Wächst zu Millionenmalen
Ihr unsterblicher Gewinn.
Denn die goldnen Harfen rauschen
Von den goldnen Liedern fort,
Und die Völker geh'n und lauschen
Selig dem beschwingten Wort.

Mir auch ward das Häuerwappen
Auf die blonde Stirn gedrückt,
Und mit andern jungen Knappen
Ward ich in den Schacht geschickt.
In die Teufe fuhr ich nieder,
Und mit keckem Fäustelschlag
Fördert ich für kleine Lieder
Etwas Silbererz zu Tag.

Und das Gut, das ich gewonnen,
Wird geschmolzen, bis es rein,
Und in Fäden ausgesponnen,
Hell und biegsam, schlank und fein.
Aus den Fäden wird der Saite
Tonbegabter Strahl gewebt,
Der vom Hauch und Sturm der Freude
Und des Schmerzes wiederbebt.

Hat der Saite leisem Beben
Sich das Hochgefühl vermählt,
Springt ein Flügelkind in's Leben,
Geistentsprossen, tonbeseelt.

Kaum geboren, meiner Lieder
Flug von Sang und Klang ertönt,
Daß ihr rauschendes Gefieder
Mit dem Leben mich versöhnt.

Wenn ich Abends einsam gehe
In des Waldes dunklem Schooß,
Und es wächst mein tiefes Wehe
In der Brust mir riesengroß;
Fühl' ich sanft die Saiten zittern,
Und mit einem Blüthenkuß
Aus den tonbewegten Gittern
Fliegt des Liedes Genius.

Ob in einer Kinderseele
Wohl mein Lied je wiedertönt?
Eine tonbegabte Kehle,
Es mit sinnigem Klang verschönt?
Ob in einer schlichten Weise
Es die deutsche Jugend singt,
Ob es einem frohen Kreise
Eine Blüthenknospe bringt?

Glücklich pries' ich schon mich heute,
Wenn mein schwacher Silberdraht
Eine Liederblume streute
Auf des Waldes grünen Pfad,
Und ein Mägdlein, keusch und sittig,
Einsam wandelnd fände sie,
Das ihr froh der Töne Fittich
Und des Wohllauts Klang verlieh'.

Ludwig Storch.

Zwischen Himmel und Erde.

Hoch am klaren Himmel zieht
Einsam eine Wolke,
Tief im Thale tönt ein Lied
Jubelnd aus dem Volke.

Hat zur Wolke hoch empor
Sich mein Blick geschwungen,
Lauscht in's Thal hinab mein Ohr,
Wo das Lied erklungen.

Hohen Ernst und frohen Scherz
Weiß ich nicht zu scheiden,
Und so schwebt mein freies Herz
Selig zwischen beiden.

Julius Sturm.

Aufwärts.

Aufwärts bis zum Wolkensaum
Seh' ich Vöglein schweben;
Aufwärts jedes Blatt am Baum,
Jedes Hälmchen streben.

Aufwärts seh' ich aus dem Meer
Hoch die Woge steigen;
Aufwärts Felsen um mich her
Nach den Wolken reichen.

Alle möchten deinem Schooß,
Erde, sich entringen,
Und sich frei und fessellos
In den Himmel schwingen.

Aber Alle sinken matt
In den Schooß dir wieder.
Und getäuschter Hoffnung satt,
Lösen sich die Glieder.

Nur der Geist, der dich erkannt,
Fühlt sich dir enthoben,
Schwingt, von heil'ger Gluth entbrannt,
Jauchzend sich nach oben.

Julius Sturm.

Berserkerwuth.

Auf sein Schwert gestützt die Hände, drauf das müde Haupt
gebogen,
Sitzt er stumm in trübem Sinnen, fernher rollt das Meer die
Wogen;
Sieger einst in allen Schlachten, sitzt gebrochnen Muth's der Hüne,
Wo die Fluth des blauen Stromes leis verrinnt in grauer Düne.

Aus dem Sande quillt der Nebel, langsam senkt er sich vom Hügel,
Zwischen ausgeworfnen Muscheln zankt daneben Strandgeflügel;
Einsam sitzt er, nach dem Barte greift der Sturm in seinem Zuge,
Um die greisen Locken streifet keck die Möv' in ihrem Fluge.

Wo es galt die goldne Minne, wenn ein edler Kampf zu schlagen,
Hat mit stolz geschwungner Mähne ihn sein Roß zur Schlacht
getragen;
Römerfahrt und Kreuzzug wurden frommen Sinn's mit Lust
bestanden,
Und der deutsche Name tönte prächtig einst in allen Landen.

Waldhornruf aus grünem Tanne, Abenteuer, seltne Mähre,
Lockten oft zu tollem Ritte, galt's auch Wunden nur und Ehre.
Doch er wand im Groll die Fahne; seine Jugend ist vorüber,
Grau vom Kinne hängt der Bart ihm, und sein Auge senkt sich trüber.

Einsam sitzt er auf der Düne, halb im Schlaf, mit müdem Blicke,
Sinnt und träumt in dumpfer Trauer ob dem Wandel der
Geschicke;
Mummenschanz bedünkt's ihm, sieht er bunte Welt vorübergleiten,
Nur ein kleines Vöglein singet manchmal ihm von alten Zeiten.

Rückwärts schaut er dann, als winke fromme Hoffnung neuer Siege,
Rückwärts, wo im Wolkenhorste steht des Stromes heil'ge Wiege;
Aber schaut er wieder vorwärts bis in's Meer und bis zum Meere;
Regt das Schwert sich in der Scheide und sein Schild erklirrt am
Speere.

Auch den Ort des Fluchs erblickt er, wo bethört der grimme Hagen
Einst den edlen Helden Siegfried mit der Bruderhand erschlagen;
Viele Treue ward gebrochen, manches gute Recht bezwungen,
Drum versank seitdem auch tiefer stets der Hort der Nibelungen.

Stolzer Fürsten heimlich Grollen, niedern Volks verruchtes Zaudern,
Zaudern, wo's zu handeln gälte, eitles Spiel mit Wahngedanken,
Großes Volk und kleine Stämme! Zoll und Mark in Stromes
Mitte,
Und hinüber auch gebuhlet, feil nach wälscher Gunst und Sitte!

Zwar es soll der alte Kaiser hausen noch im Zauberberge;
Wenn die rechte Stunde schläget, stürzt heraus er auf die Zwerge,
Mit den Rittern aus dem Berg' dann sprengt er auf die
Walserhaide,
Wenn sein Banner weht, so fahren alle Schwerter aus der Scheide.

Oft schon bliesen die Trompeten und die edlen Rosse scharrten,
Doch noch niemals kam der Kaiser, wie auch die Getreuen
harrten;

Hält der Bart ihn, der schon siebenmal den Marmortisch umschlungen, —
Oder säumt er in dem Berge, von den Junkern stolz gezwungen?

Nie erschien er. Und dazwischen zieht das Narrenschiff in bunter
Wimpelpracht von allen Farben auf dem Rhein hinauf, hinunter;
Heimlich ward manch' Gräu'l begangen, manche Schlacht mit Lärm geschlagen,
Doch vergeblich harrt der Hüne auf den Glanz aus alten Tagen;

Auf das Schwert gestützt die Hände, drauf das müde Haupt gebogen,
Sitzt er traurig dumpfen Sinnes, fernher grollen wild die Wogen;
Witze necken frech zur Seite, Hohn von jenseits klingt herüber,
Tiefer sinkt sein Nacken, Aug' und Stirne wölkt sich immer trüber.

Sind es Thränen, oder feuchten sich die Wimpern nur im Thaue?
Kinderspott fällt auf sein Haupt ihm, gottlos auf's ehrwürdig graue,
Und die Buben, übermüthig, raufen ihn an Haar und Barte:
Kann er's weiter dulden, ob er feig auf fremde Hilfe warte?

Lange trug er's; jetzt erreichte seine Langmuth doch ihr Ende,
Wuthvoll springt er auf und faßt sein breites Schwert in beide Hände;
Furchtbar steigt sein Haar zu Berge, aus den Höhlen sprüh'n die Blicke,
Grimmig starrt sein Bart, es knirschen wild die Zähne dem Geschicke.

Lange trug er's; endlich hat ihn die Berserkerwuth ergriffen,
Donnernd fallen seine Hiebe, furchtsam lauscht es von den Schiffen,

Prächtig spritzt das Blut im Bogen, wo sein Eisen eingeschlagen,
Leicht ist's wieder ihm um's Herze, so wie in der Jugend Tagen.

Röchelnd fällt, was ihm begegnet, Alles weicht vor seinem Muthe,
Bis er endlich bis zum Knöchel watet stolz in Feindes Blute.
Graunvoll ist er anzuschauen, der in heil'ger Wuth Verlorne,
Graunvoll, aber schön und prächtig, wie ein Gott in seinem Zorne.

Tschabuschnigg.

Zu Friedrich Schiller's hundertjähriger Geburtsfeier.

Gesprochen in Wien am 9. November 1859.

Vor hundert Jahren war's am heut'gen Tag.
Beraubt des Schmuckes Wald und Wiese lag,
Der Nordwind sauste durch entlaubte Aeste,
Als sich zusammenfand ein Häuflein Gäste,
Frohmuth'ge Leute aus dem Bürgerstand,
Im Städtchen Marbach an dem Neckarstrand,
Weil einem wackern Manne dort so eben
Die Hausfrau hatte einen Sohn gegeben.

Wie freute sich das biedre Elternpaar,
Der Aeltervater und der Freunde Schaar,
Und was nur sonst der Nachbarschaft entstammt,
Wie freuten sich da Alle insgesammt
Ob diesem Knäblein, das mit hellem Blicke
Entgegen sah dem künftigen Geschicke.

Und so wie jenes Häuflein selber Zeit
Vereint die freudige Begebenheit,
Vereint sie jetzt auch uns, nach hundert Jahren,
Und einigt wohl noch hundert größ're Schaaren.
Denn Friedrich Schiller war es, welcher nicht
Nur jenen war gespendet, nein, uns Allen,
Er war's, der dazumal erblickt das Licht,
Um als ein Lichtbild durch die Welt zu wallen.

Wohl ahnten sie es nicht, so freudig sie
Auch damals um des Kindes Wiege standen,
Welch' König in dem Reich der Poesie
Hervorgegangen aus den deutschen Landen,
Sie ahnten nicht, daß aus dem jungen Sproß
Erwachse Marbachs Riese also groß,
Dem voll Entzücken Völker würden lauschen,
Ein Sänger, der im heiligsten Erglüh'n
Ein Banner würde schwingen, frei und kühn,
Daß es die fernsten Zonen hörten rauschen.

Wir aber wissen, was mit Götterkraft
Sein Genius geschaffen und errungen,
Wie Unverstand und Neid mit gift'gen Zungen
Auch oft begeifert seine Meisterschaft.
Wir wissen, wie er bloß gelebt dem Schönen,
Das Edle nur in seinem Busen trug,
Wie nur sein Herz für Recht und Wahrheit schlug,
Und nie Gemeinem mocht' und Niedrem fröhnen,
Wir wissen, wie sein feuerflammend Wort
Die jugendlichen Herzen all durchdrungen,
Wie er sie rief mit sich im Sturme fort,
Von seiner Dichtung Zauberkraft bezwungen.

Wir wissen, welchen Samen er in's Herz
Des deutschen Volks gestreut, wie er's erhoben
Zum geist'gen Sein, und seinen eignen Schmerz
Mit Blumen seiner Lieder überwoben.

Dies vor dem innern Auge, treten wir
Zusammen jetzt an diesem heil'gen Tage,
Im festen Glauben, daß des Lorbeers Zier
Kein würd'ger Haupt als wie das seine trage,

So bringen wir, die Brust von Ehrfurcht voll,
Ihm unſ'res Dankes, unſ'rer Liebe Zoll.

Und ſind wir auch an Zahl nicht überreich,
So ſind wir doch verarmt nicht am Empfinden,
Und wenn ſie ihm auch ſchön're Kränze winden,
Der Drang der Herzen macht die Geber gleich.

D'rum, nicht zu mehren ſeines Ruhmes Glanz,
Zu preiſen nicht den Liebling der Kamönen,
Schmück' ich ſein Abbild jetzt mit dieſem Kranz,
Mit dem ihn wird die fernſte Zukunft krönen.
Ich ſchmücke es, damit die Enkel ſagen,
Daß Rechnung wir der Dankbarkeit getragen.

Joh. Nep. Vogl.

Akademische Trinksprüche,

bei Festmahlen des Leipziger Professoren-Vereins ausgebracht.

1.

Wo ist Apollo's Heiligthum
Und seines Chors Palladium?
„Ohnfehlbar im Gehirne!"
Versetzt mit ernster Stirne,
Die einst mit vollen Waffen
Aus Zeus Gehirn geschaffen.

Da winkt Apoll dem Musenchor,
Es tönt und dringt so süß in's Ohr,
Als sie den Meister loben,
Doch steigt's nicht bloß nach oben,
Das Haupt zwar sinnig sich bewegt,
Doch mächtiger das Herz nun schlägt.

„Du bist da oben Königin,
Doch hast Du dessen nicht Gewinn;
Du schaffest eitel Träume,
Wenn leer des Herzens Räume,
Der goldne Hort wird da gefunden,
Wo Herz und Geist sich wohl verbunden."

So hat der Musen Chor gesungen,
Der Schall hat noch nicht ausgeklungen.
Wer will zu dieser Fahne schwören,
Den vollen Becher mit mir leeren:
„Im Kopf der Musen Heiligthum,
Im Herzen das Palladium!“

2.

Man zählet vier der Facultäten,
Das ist die akademische Welt;
Doch sei ein Ehrenplatz erbeten
Ihr, die sie all' zusammenhält.

Sie ist kein fünftes Rad am Wagen,
Nein! selbst ein stolzes Siegsgespann;
Wie stolz das Haupt die viere tragen,
Sie ziehen alle mit daran.

Wo ist das Siegel und Diploma
Von Denen, die sie promovirt?
Ei! Wende nur das Wörtchen: Roma,
So weißt Du, wer examinirt.

Da giebt's gar wunderliche Fragen
Von Frauengunst und zartem Band:
Doch woll' des Ausgangs Du nicht zagen,
Nur hab' ein frisches Herz zur Hand.

Drum ihr, die sich in Alles mischet,
Die jeder Universität
Gar oft ein Räthsel aufgetischet,
Ein Hoch der fünften Facultät!

3.

Gelehrsamkeit liebt nicht zu eilen,
Sie liebt bei Allem festen Grund,
Muß oft bei wüsten Massen weilen,
Das thun die Folianten kund.

Voraus im muntern Jugendschritte
Ist ihre schöne Schwester Kunst,
Sie buhlt sich in des Lebens Mitte,
Gewinnt im Spiel der Menschen Gunst.

So von einander abgewandt,
Wo finden wieder sich die Beide,
Wer flicht um sie ein trautes Band?
Die jüngste Schwester ist's, die Freude.

Wo diese Drei sich wohl vereint,
Da ist des Himmels Gunst gegeben,
Der Himmel aus den Augen scheint,
Es wogt das Leben hoch im Leben.

W. Wachsmuth.

Nur hübsch zusammen gehalten!

Ich stieg aus einem Wald zu Thal,
Da quoll und sickert's überall,
Lauter kleine Gerinne,
Niemandem zum Gewinne,
Höchstens feuchte Sohlen
Gab es da zu holen.
Aber nun ich im Thale war,
Blitzt und glitzert's silberklar;
In eines Teiches Borden
War Alles gesammelt worden.
Das schien mir schon erbaulich sehr,
Fische schnappten die Kreuz und Quer;
Wer da zum Baden taugte,
Fand eben auch, was er brauchte.
Aber als ich noch weiter kam,
Mühlengeklapper mein Ohr vernahm.
Es lebte von dem Gefälle
Schon Meister und Geselle.
Nur die Zwei? Bei Leibe, nein!
Ein Weib hatt' der Meister und Kinder klein,
Wuchs auch eine schöne Schwester heran,
Die sah den Gesellen nicht ungern an,
Lebten Alle — und hatten's zu loben —
Von dem winz'gen Geriesel droben.

Robert Waldmüller.

Ein Blatt am Baume.

Es öffnen sich die hohen Tempelhallen;
Geschmückt, bekränzt in festlichem Talare,
Schreiten die Sänger hin zum Weihaltare —
Zug folgt dem Zug — die Opferdüfte wallen!
„Was schweigst Du still, wenn unsre Hymnen schallen?"
So fragt mich Mancher, den ich froh gewahre;
„Trägst Du nicht auch den Kranz in Deinem Haare,
„Ist denn die Lyra Deiner Hand entfallen?" —
So ist's! Sie fiel! Doch der Begeistrung Quelle
Ist nicht versiegt und springt an selber Stelle!
Das Herz blieb jung und hoch hebt's der Gedanke:
Daß, wo die letzten Heimathlaute tönen,
Von Pol zu Pol, an der Atlantis Schranke,
Heut' auch nicht Einer fehlt von Deutschlands Söhnen!

Zum 10. Nov. 1859. J. C. Freiherr von Zedlitz.